

Version 22. 4. 2021 (1. Version 11.12. 2005)

Lutz Danneberg

## WEDER TRÄNEN NOCH LOGIK ÜBER DIE ZUGÄNGLICHKEIT FIKTIONALER WELTEN

*Ein längliches schmales Stück Holz oder  
Metall wird erst als Messer definierbar,  
wenn man weiß, daß es zum Schneiden  
benutzt wird.*

*Es ergibt sich jedoch sofort ein neues  
Problem.*

*Man soll Probleme nicht mästen wie die  
Gänse, sondern abmagern lassen, bis  
man ihr Skelett sieht.*

Karl Eibl

Karl Eibl dürfte wohl der erste gewesen sein, der die Wettbereitschaft als Indikator des Grades der Ernsthaftigkeit bei interpretatorischen Wissensansprüchen methodologisch empfohlen und entdeckt hat<sup>1</sup> – und solange am Wetten nicht ›Schiedsrichter‹ partizipieren, ist es eine ingeniose Idee. Gern hätte ich eine kleine Geschichte *konkreter* Wetten auf interpretatorische oder philologische Wissensansprüche zusammengestellt, doch sind meine Beispiele aus der grauen voreiblschen Zeit an Zahl sehr gering, im

---

<sup>1</sup> Vgl. Karl Eibl, Sind Interpretationen falsifizierbar? In: L. Danneberg et al (Hg.), Vom Umgang mit Literatur und Literaturgeschichte. Positionen und Perspektiven nach der »Theoriedebatte«. Stuttgart 1991, S. 169-183, hier S. 182.

Einzelnen aber dennoch nicht ohne Aufschluß. Etwa wenn ein amerikanischer Wissenschaftler in den achtziger Jahren 100 Dollar darauf wettet, dass sich bei Calvin eine bestimmte Ansicht hinsichtlich des Wahrheitsstatus der *scriptura sacra* nicht finde.<sup>2</sup> Man könnte meinen, der geringe Einsatz zeuge von Unsicherheit; doch wer das denkt, kennt nicht die Kunst des Wettens.<sup>3</sup> Mir ist nichts darüber bekannt, ob jemand diese Wette ›angenommen‹ hat; doch mit Sicherheit dürfte der Wissenschaftler seine Dollars noch immer besitzen.

Nie scheint man das Wettgeld eingefordert zu haben, das Luther angeboten hat angesichts einer Stelle des Alten Testaments, in der er einen christologischen Verweisungscharakter auf das Neue Testament, nicht zuletzt auf Maria als Jungfrau, gegen die jüdischen Deutungen sieht.<sup>4</sup> Skeptisch kann man allerdings sein, ob Luther solche Regeln des Interpretierens der Heiligen Schrift teilen würde, die seinen Wetteinsatz nun der jüdischen Gemeinde zugute kommen lassen würden, und meines Wissens hat niemand, der im Namen Luthers später Streitenden sich schuldentilgend daran erinnert

---

<sup>2</sup> Vgl. Roger Nicole, John Calvin and Inerrancy. In: Journal of the Evangelical Theological Society 25 (1982), S. 425-454, hier S. 431: »I am so certain of my stance in this matter in terms of what I know of John Calvin that I am prepared at this point to offer a reward of \$ 100 to be paid to the first person who would present an authentic text of Calvin in which Calvin rejects the truthfulness of the autographic text of any statement of Scripture.«

<sup>3</sup> Auch Karl Eibl, Zur Bedeutung der Wette im ‚Faust‘. In: Goethe-Jahrbuch 116 (1999), S. 272-280.

<sup>4</sup> So heißt es in der unvorstellbar wüsten antijüdischen Schrift Luthers, in Id., Vom Schem Hamphoras und vom Geschlecht Christi [1543]. In: Id., Werke. Kritische Gesamtausgabe. 53. Bd. Weimar 1920, S. 579-648, hier S. 634: »»Sihe, (spricht Isaia) die Jungfraw ist schwanger etc.« Hie stehet das Wort ›Alma‹, davon viel andere, Ich auch habe geschrieben, das es heisse eine Jungfraw oder magd, die noch jnn haren und imz krantze geht, und keine fraw worden ist. Und kann mir eine Jüde oder Ebreist wiesen, das ›Alma‹ etwa [irgendwo] jnn der Schrifft eine Fraw heisse, der sol hundert gülden bye mir haben, Gott gebe, wo [gleichviel wo] ich sie finde.« – Das Problem ist seit den frühesten Anfängen präsent. Ebenfalls angesichts *Jes* 7, 14 und mit Hinweis auf den hebräischen Ausdruck *Alma* (*hml*) wußte bereits Origenes, *Contra Celsum*, 1, 34, mit Blick auf den Christenkritiker Celsus, daß die Übersetzungen zwischen *parqšnoj* (Jungfrau) und *ne@nij* (junge Frau) schwankten. Freilich scheint Origenes sein Wissen aus zweiter Hand und ohne Prüfung des hebräischen Textes geschöpft zu haben, denn in der hebräischen Version findet sich bei *Jes* 7, 14 nicht *Alma*, sondern (*h*)*r*(*n*) (Jugend) sowie *klvtf* (Jungfrau). (auch historisch), vgl. zudem Adam Kamesar, The Virgin of Isaiah 7:14. The Philological Argument From the Second to the Fifth Century. In: The Journal of Theological Studies 41 (1990), S. 51-75, Martin Rösel, Die Jungfrauengeburt des endzeitlichen Immanuel. Jesaja 7 in der Übersetzung der Septuaginta. In: Jahrbuch für Biblische Theologie 6 (1991), S. 135-151.

– und in der Tat: Solche Wettschulden sind nicht sinnvoll vererbbar. So ist denn auch die Eiblsche Wettidee nicht gemeint. Nicht etwa auf das Allerweltsgeschäft des universitär alimentierten Lesens und Auslegens, die »Zirkusnummern«<sup>5</sup> oder die »normale hedonistische Lektüre«,<sup>6</sup> sondern auf das Spielen mit den Interpretationen unter Bedingungen des Scheiterns zielt seine Idee – also auf kognitives Risiko beim professionellen Interpretieren. Sie ist Ausdruck einer Selbstbindung, die der Beliebigkeit des Interpretierens entgegentritt.

Das *Wetten* bringt mich aber auch zu meinem eigentlichen Thema. Zumindest für Philosophen war die *bet-sensitivity of fictional statements* erklärungsbedürftig, also dass man auf die Wahrheit so unterschiedlicher Sätze wie ›Sherlock Holmes lebte in London‹ und ›William James wurde in den USA geboren‹ nicht nur wetten, sondern solche Wetten auch verlieren konnte.<sup>7</sup> Auf den ersten Blick scheint das eine Frage, über die sich nur Philosophen, nicht zuletzt analytischer Provenienz, wundern können. Wie dem auch sei – der zweite Blick läßt vermuten, daß in beiden Fällen die Wettbedingungen grundsätzlich verschieden sind und daß das auf eine »Wirklichkeit« verweist, die »mittlerweile in einigen Kreisen zum regelrechten Pfui-Wort geworden« ist, »das nur noch wissenschaftliche Stallknechte im Munde führen«. Zugleich jedoch lasse sich von »Wirklichkeit [...] ganz unverfänglich sprechen, wenn wir darunter die Menge jener Ereignisse verstehen, an denen wir bei unseren Operationen unerwarteter Weise scheitern«.<sup>8</sup> Die nachfolgenden Überlegungen versuchen ein paar Schritte auf diesem Weg zu gehen, an dessen Ende sich vielleicht zeigt, daß in beiden Fällen die Bedingungen des Wettens zwar solche des Scheiterns an einer widerständigen ›Wirklichkeit‹

---

<sup>5</sup> Karl Eibl, Kritik der imposanten Metapher. In: *Scientia Poetica* 5 (2001), S. 216-229, hier S. 226.

<sup>6</sup> Karl Eibl, Textkörper und Textbedeutung. Über die Aggregatzustände von Literatur, mit einigen Beispielen aus der Geschichte des Faust-Stoffes. In: Renate von Heydebrand (Hg.), *Kanon Macht Kultur*. Stuttgart/Weimar 1998, S. 60-77, hier S. 69, Anm. 30.

<sup>7</sup> Vgl. zu Beispiel wie ‚Holmes is a detective‘ als *betsensitive statement* John Woods, *The Logic of Fiction: A Philosophical Sounding of Deviant Logic*. The Hague 1974

<sup>8</sup> Eibl, Kritik, S. 225/26.

sind, doch sind diese Bedingungen gerade dann grundsätzlich verschieden, wenn man der Ansicht zuneigt, ›Wirklichkeiten‹ bestünden in bestimmter Hinsicht nicht ohne uns.

Allerdings darf man von den folgenden Ausführungen keine Eiblsche Wissenschaftsprosa erwarten, die mit ebenso verblüffenden Unterscheidungen – so die zwischen »Literatur«, »Beischlaf« und »Oktoberfest«<sup>9</sup> – wie mit erstaunlichen Vermutungen – so zu der bohrenden Frage, wo Pferde ihren »Himmel« ansiedeln würden<sup>10</sup> – aufzuwarten weiß. Gleichwohl habe ich versucht, mich an Eibls »Emeritiv« der entpflichteten Rede im Modus der Beschleunigung und Vorläufigkeit zu orientieren.<sup>11</sup>

## I.

Ein Problem, auf das ich nicht näher thoretisch eingehen werde, ist die kontextsensitive Semantik,<sup>12</sup> nach der zwei buchstaben- und wortgleiche Texte zwei verschiedene Bedeutungen präsentieren können. Das in der theoretischen Diskussion immer wieder angeführte Beispiel ist die Imagination in *Pierre Menard, autor del Quijote* von Juan Luis Borges.<sup>13</sup>

---

<sup>9</sup> Vgl. Karl Eibl, Autonomie und Funktion, Autopoesis und Kopplung. Ein Erklärungsangebot für ein literaturwissenschaftliches Methodenproblem mit einem Blick auf ein fachpolitisches Problem. In: Martin Huber und Gerhard Lauer (Hg.), *Nach der Sozialgeschichte*: Tübingen 2000, S. 175-190, hier S. 181.

<sup>10</sup> Vgl. Karl Eibl, *Animal Poeta: Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn 2004, S. 295.

<sup>11</sup> Zur Kreation des »Emeritiv«, ebd., S. 344.

<sup>12</sup> Vgl. u. a. A. Stokke, *Intention-sensitive semantics*. In: *Synthese* 175 (2010), S. 383-404

<sup>13</sup> Vgl. Danneberg, *Philosophische und methodische Hermeneutik*. In: *Philosophia Naturalis* 32 (1995), S. 249-269 (dort auch Hinweise auf weitere Behandlungen dieses Beispiels), sowie Id., *Beschreibungen in den textinterpretierenden Wissenschaften*. In: Rüdiger Inhetveen und Rudolf Kötter (Hg.), *Betrachten - Beobachten - Beschreiben. Beschreibungen in Kultur- und Naturwissenschaften*. München 1996, S. 193-224, insb. S. 208ff. Zur Aufnahme dieses Beispiels in der Literatur zur Intentionalismus-Diskussion auch Robert Stecker, *Apparent, Implied, and Postulated Authors*. In: *Philosophy and Literature* 11 (1987), S. 258-271, als Beleg auch bei Robert Howell, *Ontology and the Nature of the Literary Work*. In: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 60 (2002), S. 67-79, D. 69, genutzt. Zu anderen Aspekten Georgina Dopico Black, *Pierre Menard, traductor del Quijote; or Echo' Echoes*. In: *Cervantes: Bulletin of the Cervantes Society of America* 31 (2011), S. 17-49, Simon Fokt, *Constructive*

Beginnen möchte ich meine Überlegungen hingegen mit den *Tränen*.<sup>14</sup> Dieser Ausdruck umschreibt ein Problem bei der Reaktion auf fiktionale im Unterschied zu nichtfiktionalen Darbietungen. Das Problem besteht darin, daß die emotionalen Reaktionen auf gelesene oder gesehene fiktionale Darbietungen, deren fiktionaler Status dabei unstrittig sein soll, ungleich heftiger sein können – also Tränen – als auf entsprechende Darstellungen nichtfiktionaler Ereignisse. Es gibt nicht wenige Überlegungen, einen solchen Befund – in die Forschung ist das als *paradox of fiction* eingegangen<sup>15</sup> – konzeptionell

---

Thoughts on Pierre Menard. In: *Philosophy and Literature* 35 (2011), S. 338-347, vor allem mit Hinweisen auf weitere Verwendungen des Beispiels. Nur angemerkt sei, dass das Problem in bestimmter Hinsicht bereits in einem nichtliterarischen Text Diderots formuliert wurde, vgl. Id., *Salon de 1767*. In: Id., *OEuvres complètes*. Tome XI. Hg. von J. Assézat (et Maurice Tourneaux). Paris 1876, S.1-382, hier, S.135, und ein übereinstimmendes Problem ist – offenbar weder in Kenntnis der Imagination von Diderot noch von Borges – in einem philosophischen Beitrag imaginiert worden, nämlich in Ruby L. Meager, *The Uniqueness of a Work of Art*. In: *Proceedings of the Aristotelian Society* 59 (1958/59), S. 49-70, hier S. 57. – Zu weiteren Aspekten Enrique Sacerio-Garí, *Towards Pierre Menard*. In: *MLN* 95 (1980), S. 460-470, Jorge J. E. Gracia, *Borges's „Pierre Menard“: Philosophy or Literature?* In: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 59 (2001). S. 45-57, Simon Fokt, *Constructive Thoughts on Pierre Menard*. In: *Philosophy and Literature* 35 (2011), S. 338-347.

<sup>14</sup> Der Vortragsstil wurde weitgehend beibehalten.

<sup>15</sup> Wohl als erster Colin Radford und Michael Weston, *How Can We Be Moved by the Fate of Anna Karenina?* In: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Suppl. Volume 49 (1975), S. 67-82, neben u.a. Barrie Paskins, *On Being Moved by Anna Karenina and Anna Karenina*. In: *Philosophy* 52 (1977), S. 344-347, William Carlton, *Feeling for the Fictitious*. In: *British Journal of Aesthetics* 24 (1984), dazu Colin Radford, *Charlton's Feelings about the Fictitious: A Reple*. In: ebd., 25 (1985), S. 380-383, R. T. Allen, *The Reality of Responses to Fiction*. In: *British Journal of Aesthetics* 26 (1986), S. 64-68, Alex Neill, *Fiction and the Emotions*. In: *American Philosophical Quarterly* 30 (1993), S. 1-13, Glenn A. Hartz, *How We Can Be Moved by Anna Karenina, Green Slime, and a Red Pony*. In: *Philosophy* 74 (1999), S. 557-578, zu einer Analyse verschiedener Lösungen (zugleich mit einem eigenen Vorschlag) Robert J. Yanal, *Paradoxes of Emotion and Fiction*. University Park 1999, es finden sich sehr unterschiedliche Konzeptionalisierung, u.a. Mark Eli Kalderon, *Moral Fictionalism*. Oxford 2005, Joseph T. Palencik, *Emotion and the Force of Fiction*. In: *Philosophy and Literature* 32 (2008), S. 258-277, auch Clark 1980: Ralph W. Clark, *Fictional Entities: Talking About Thern and Having Feelings About Thern*. In: *Philosophical Studies* 38 (1980), S. 341-349. – Wie alt die Wahrnehmung dieses Problem ist, läßt sich nicht leicht sagen; denn bei der mittelalterlichen Kritik an ›Fiktionen‹ und an ihren Wirkungen ist oftmals nicht leicht erkennbar, ob es sich nur um eine Irrtumskritik handelt (also daß man sich von einer fiktionalen Darstellung täuschen läßt) oder ob es sich tatsächlich auf die Gefühle bezieht, die im Zuge der Rezeption einer als fiktional erkannten Darstellung ausgehen. Letzteres könnte sich bei Ailredus Rivallensis (um 1100/1110 – 1167), *De speculo caritatis*. In: Id., *Opera Omnia*. Edidervnt A. Hoste et C.H. Talbot. Tvrnholti 1971 (*CCCM* 1), S. 3-161, hier II, 17, 50/51 (S.

zu erhellen, und mehr oder weniger empirische Versuche, ihn zu erklären, nicht zuletzt zur Abwehr eines drohenden Rückschlusses von der Wirkung auf die Ursache. Nach einem solchen Rückschluß würden solche Befunde die Ansicht stützen, nach der den dargestellten fiktionalen Gegenständen, Ereignissen oder Konstellationen größere ontologische Dignität zukomme, als mitunter solchen, die als nichtfiktional aufgefaßt werden.

Bei diesem ›Paradox‹ unterstellt man, daß derjenige, der auf einen Gegenstand (emotional) reagiert, davon überzeugt sein muß, daß es ihn gibt (was *per definitionem* gerade dann nicht der Fall sein könne, wenn es sich auch für denjenigen, der in dieser Weise emotional reagiert, um eine fiktionale Darstellung handelt) und er sich in der Situation seiner Reaktion nicht ›täuscht‹. Ich neige dazu, die Annahme zu bestreiten, daß derjenige, der emotional reagiert, auch überzeugt sein muß, daß es den Gegenstand, auf den er in dieser Weise reagiert, auch gibt. Da die Bestreitung einer seiner Annahmen noch keine ›Lösung‹ ist, zu der es einer *Erklärung* bedarf, wie die Emotionsbildung zustande kommt unter der Annahme, daß der Gegenstand, auf den in bestimmter Weise reagiert wird, fiktional ist, handelt es sich vielleicht um ein wichtiges und nicht triviales Problem. Dennoch ist es nicht mein Problem.

Bevor ich auf den zweiten ausgrenzenden Ausdruck im Titel meines Vortrages komme, will ich die erste von zwei Vorannahmen einführen: Es ist die *der Unerkennbarkeit des fiktionalen Status von Darstellungen*. Das tönt radikaler, als es sich nach der Spezifizierung herausstellen wird, und es wird sich sogar zeigen, daß diese Vorannahme mit eher konservativen Ansichten kompatibel ist. Begründet ist diese erste Vorannahme durch eine Es-gibt-nicht-Annahme: Bei den Merkmalen, die bei Darstellungen in be-

---

90), finden. Zudem Jeff Speaks, Is there a Problem about Nonconceptual Content? In: The Philosophical Review 114 (2005), S. 359-398, Mitchell Green, How and What Can we learn from Fiction. In: Garry L. Hagberg und Walter Jost (Hg.), A Companion to the Philosophy of Literature. Malden u.a. 2010, S. 350-366. Zum Hintergrund Stefan Trappen, Fiktionsvorstellungen der Frühen Neuzeit. Über den Gegensatz zwischen „fabula“ und „historia“ und seine Bedeutung für die Poetik. Mit einem Exkurs zur Verbreitung und Deutung von Laktanz. Divinae institutiones I, 11, 23-25\*. In: Simpliciana 20 (1998), S. 137-163, ferner Walter Haug, Geschichte, Fiktion und Wahrheit. Zu den literarischen Spielformen zwischen Faktizität und Phantasie. In: Fritz Peter Knapp und Manuela Niesner (Hg.), Historisches und fiktionales Erzählen im Mittelalter. Berlin 2002, S. 115-131.



stimmter Weise als gegeben gelten, gibt es keine festen Verbindungen, die eine Vermutung ihres fiktionalen oder nichtfiktionalen Status begründen können. Der Kernausdruck bei diesem Es-gibt-nicht-Satz ist der der festen Verbindung. Solche festen Verbindungen erscheinen als erforderlich, sollen Fiktionalität oder Nichtfiktionalität als eine Art intrinsischer Eigenschaft aufgefaßt werden. Mit ›festen Verbindungen‹ meine ich, daß die Feststellbarkeit des Status einer Darstellung nicht situationsunabhängig ist, und mit ›situationsunabhängig‹ meine ich Verbindungen, bei denen für das Erkennen der Verknüpfungen *nicht* auf ein spezielles Kontext-Wissen zurückgegriffen zu werden braucht. Was das nun wiederum heißt, wird an einer Konsequenz der Vorannahme deutlich: Zwei in ihrer materialen (makrophysikalischen) Gestalt vollkommen übereinstimmende darstellende Gebilde können gleichwohl hinsichtlich ihres Status als fiktional oder nichtfiktional ungleich klassifiziert werden.

Angenommen, es gebe irgendein Merkmal oder irgendeinen Merkmalskomplex, von dem angenommen wird, dass bei ihm eine solche feste Verbindung zum fiktionalen oder nichtfiktionalen Charakter besteht, und die dann den Schluß auf den Status der Darstellung gewährleisten. Dann folgt aus der Vorannahme, daß sich *immer* ein zweites Objekt erzeugen läßt, das ebenfalls dieses Merkmal oder diesen Merkmalskomplex besitzt, aber hinsichtlich seines Status anders klassifiziert wird.<sup>16</sup> Aus der Literaturgeschichte kennt man, wie jedes Glaubwürdigkeitssignal, jedes in einer bestimmten Zeit als für nichtfiktionale Darstellungen charakteristisch erachtete Merkmal, sich ›simu-

---

<sup>16</sup> Es gibt immer wieder Versuche, solche Unterscheidungen auf der Ebene von Texteigenschaften im engeren Sinn zu begründen, die m.E. durchweg scheitern. Ein Beispiel sind die Untersuchungen von Dorrit Cohn, *Signposts of Fictionality. A Narratological Perspective*. In: *Poetics Today* 11 (1990), S. 733-804, sowie Ead., *Narratologische Kennzeichen der Fiktionalität*. In: *Sprachkunst* 26 (1995), S. 105-112, wo es etwa heißt (S. 108), daß sich der Unterschied bereits »an der diskursiven Oberfläche einer geschichtlichen Darstellung: in den mehr oder weniger expliziten Hinweisen auf dokumentarische Quellen [...]« zeige. Das, was Cohn eigentlich zu zeigen versucht (und unter diesem Gesichtspunkt ließen sich ihre drei ›Thesen‹ erörtern), ist, wie sich eine (angemessene) Unterscheidung zwischen fiktionalen und nichtfiktionalen Darstellungen ziehen läßt, aber nicht, wie man sie allein an einer gegebenen Darstellung erkennt. Deutlich wird das auch bei der zweiten ›These‹ Cohns, nach der bestimmte Erzählsituationen (etwa eines ›allwissenden Erzählers‹), die für fiktionale Darstellung als ›normal‹ gelten, bei »Geschichtstexten« als »abnormal« gesehen werden. Das setzt offenkundig ein zusätzliches Wissen über die (zu einer bestimmten Zeit) geltenden Normen der Produktion fiktionaler oder nichtfiktionaler Darstellungen voraus oder besteht letztlich in der Festlegung solcher Normen.

lieren« läßt. Eine der Voraussetzungen dieser Konsequenzen will ich freilich nicht verschweigen. Sie lassen sich nur unter Erfüllung einer minimalen Anforderung ziehen: Das auserkorene Merkmal darf nicht *per definitionem* das einzige Element der Bestimmung des fiktionalen oder nichtfiktionalen Charakters einer Darstellung bilden. Die Begründung dieser Anforderung erfolgt über ein *argumentum ad absurdum*: Angenommen, man sei der Ansicht, die Wahrhaftigkeit einer Äußerungen werde so definiert und auch dadurch erkannt, daß jemand explizit sagt, er sei wahrhaftig bei seiner Äußerung gewesen. Dann hat man zwar ein sicheres Kriterium – aber wofür eigentlich? Das läßt sich dann verallgemeinern. Was man auch immer mit ›Wahrhaftigkeit‹, ›Fiktionalität‹ und ähnlichen Konzepten meint und über sie weiß: Immer scheinen es komplexe, mehrwegige Klassifikatoren zu sein.

Meine erste Vorannahme sieht fürchterlich relativistisch aus; doch das täuscht. Vielleicht erscheint es als trivial, daß erst ein bestimmter *Umgang* mit einer Darstellung aus ihr eine fiktionale oder nichtfiktionale macht. Daraus zieht man nicht selten die eine oder andere Anregung für eine Beliebigkeit oder ein *anything goes* oder dafür, daß bestimmte Unterschiede nicht bestehen. Eine aufgrund eines bestimmten Wissens als nichtfiktional klassifizierte Darstellung läßt sich grundsätzlich (bei verändertem oder als irrelevant erklärtem Wissen) auch wie eine fiktionale behandeln – und umgekehrt. Auch wenn sich der fiktionale oder nichtfiktionale Status von Darstellungen nicht anhand der verwendeten sprachlichen Darstellungsmittel erkennen läßt,<sup>17</sup> ist das vielleicht eine zu starke Behauptung, die womöglich einzugrenzen ist auf solche Texte, die etwas ›berichten‹ – also: Gibt es ›Situationen‹, in denen sich beispielsweise Kants *Kritik der reinen Vernunft* als fiktionale Darstellung auffassen läßt?<sup>18</sup>

---

<sup>17</sup> In diese Richtungen scheinen auch die Überlegungen bei Gérard Genette, *Fictional Narrative, Factual Narrative*. In: *Poetics Today* 11 (1990), S. 755-774, zu gehen, ich bin mir aber nicht sicher, vgl. auch Id., *Fiction et diction*. Paris 1991.

<sup>18</sup> Vgl. auch Peter McCormick, *Philosophical Discourses and Fictional Texts*. In: Anthony J. Cascardi (Hg.), *Literature and the Question of Philosophy*. Baltimore/London 1987, S. 54-74, wo Ausschnitte von Hume, Kant und Hegel unter dem Gesichtspunkt geprüft werden, inwiefern sich darin Hinweise auf ihren ›fiktionalen‹ Charakter finden; auch Id., *Fictions, Philosophies and the Problems of Poetics*. Ithaca/London 1988, S. 44ff. Freilich ist das ein so aufwendiges Thema, daß ich darauf hier nicht weiter eingehen kann.



Wie dem auch sei: Zumindest ›berichtende‹ Darstellungen lassen sich nicht hinsichtlich der verwendeten Darstellungsmittel (zeitübergreifend) als fiktional oder nichtfiktional auszeichnen. Das ist zu betonen; denn immer wieder findet sich ein Zusammenhang behauptet zwischen der Verwendung bestimmten Darstellungsweisen und dem fiktionalen Charakter – so auch die Rede von der Fiktionalisierung (*fictionalization*) nichtfiktionaler und der Defiktionalisierung fiktionaler Darstellungen. Nach meiner Konzeption ist eine solche Redeweise unangemessen, denn die Verwendung nichtfiktionaler (etwa ›poetischer‹ oder bestimmter ›narrativer‹) Darstellungsverfahren in einer nichtfiktionalen Darstellung muß an ihrem Status als *Nonfiction* nichts ändern – das freilich auch umgekehrt. Diese Auffassung findet sich, zumindest angesichts eines bestimmten Darstellungsmittels, dem der Metrik, bereits bei Aristoteles: Gerichtet gegen den Sophisten Gorgias von Leontinoi (4. v. Chr.) bleibt für Aristoteles das Metrum der Dichtung äußerlich,<sup>19</sup> und Aristoteles findet zu dem nicht selten angeführten Diktum, dass die metrische Umwandlung des Werks Herodots (484 - nach 430) aus ihm keine Dichtung mache und dass Empedokles, obgleich er die metrische Form wähle, ein Erforscher der Naturwahrheiten (*φυσιολόγος*) und kein Dichter (*ποιητής*) sei.<sup>20</sup>

Allerdings scheint diese Auffassung des Aristoteles nicht von allen geteilt worden zu sein. Wenn die Nachfolger des Petrus Ramus (Pierre de la Ramée, 1515-1572) just in der Versifikation das Kriterium sehen, um zwischen Dichtung und Nichtdichtung zu unterscheiden und damit eher die mittelalterliche Gleichstellung von *poeta* und *versi-*

<sup>19</sup> Gorgias scheint allein im Versmaß den Unterschied zwischen Prosa und Poesie gesehen zu haben: *ἐστὶν πο...ῆσιν ἀπ᾿ αὐτῶν νόμος...ζω καὶ ἡ νόμος ἐστὶν λόγος ἀεὶ ἀεὶ μέτρον*, vgl. Id., *Ἐλληνικῆς γκῆμιον* [ca. 400 v. Chr.]. In: Gorgia, *Encomio di Elena. Testo critico, introduzione e note a cura di Francesco Donadi*. Roma 1982, 9, 51 (S. 12).

<sup>20</sup> Vgl. Aristoteles, *Poet.*, 1 (1447<sup>b</sup>17). – Obwohl Epikur die Poesie als ein Mittel der (philosophischen) Instruktion abgelehnt hat, verfaßt Lukrez *De rerum natura* in Versen; zu diesem ›Paradox‹ die Erörterung bei Petrus H. Schrijvers, *Horror ac Divina Voluptas: études sur la poétique et la poésie de Lucrèce*. Amsterdam 1970, insb. S. 325ff, ferner C. Joachim Classen, *Poetry and Rhetoric in Lucretius*. In: *Transactions and Proceedings of the American Philological Association* 99 (1968), S. 77-118, auch Friedrich Klingner, *Philosophie und Dichtkunst am Ende des zweiten Buches des Lukrez*. In: *Hermes* 80 (1952), S. 3-31. Zu weiteren Aspekten Margalit Finkenberg, *The Birth of Literary Fiction in Ancient Greece*. Oxford 1998, dazu die Rezension von Wolfgang Rösler in: *Gnomon* 74 (2002), S. 295-299.

*ficator* tradieren,<sup>21</sup> die Julius Caesar Scaliger (1584-1558) in seinen wirkungsmächtigen *Poetices Libri Septem* sogar so verankert, daß er sie noch aus der Bedeutung des Worts *poeta* fließen läßt und er explizit daraus nicht ableitet, daß die Dichter ›fingieren‹,<sup>22</sup> dann muß das weder bei Ramus noch bei Scaliger der Auffassung des Aristoteles widerstreiten, weil die Versifikation nicht zwingend Fiktion bedeuten mußte. In der Nachfolge des Ramus motiviert sich das – sehr vereinfacht gesagt – aus seinem weiten (nichtaristotelischen) Logikbegriff, nach dem seine Logik auf Texte jeder (fiktionalen wie nichtfiktionalen) Art zur Anwendung gelangen kann, und sie auch so angewendet wurde, um durchgängig auch aus fiktionalen Darstellungen (begründete) Wissensansprüche zu ziehen.<sup>23</sup>

Keine Frage dürfte es sein, daß die Versuche zu einer *biblia versificata* wie etwa die zahlreichen metrischen Psalmbearbeitungen den biblischen Stoff bis ins 17. Jahrhundert *nicht* ›fiktionalisieren‹.<sup>24</sup> Sie gelten als Unterart der Bibel-Paraphrasen. Auch wenn das oftmals nur gemeint ist als eine Aussage über den *Bezugstext* und nicht über originäre Kenntnisse der betreffenden Sprache der Versifikatoren, die mitunter über eine stupende Anzahl literarischer Versformen verfügten, mit denen sie gleichsam

---

<sup>21</sup> Hierzu auch Peter von Moos, *Poeta und historicus* im Mittelalter. Zum Mimesis-Problem am Beispiel einiger Urteile über Lucan. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 98 (1976), S. 93-130, insb. S. 109.

<sup>22</sup> Scaliger, *Poetices libri septem*. [Lyon] 1561 (= Faksimile Nachdruck mit einer Einleitung von August Buck), lib. I, cap. 2, Sp. 3B: »Poetae igitur nomen non à fingé[n]do, vt putarunt, quia fictis vteretur: sed initiò à faciè[n]do versu ductum est.« Freilich findet sich auch immer die Dichterauffassung, nach der dieses ‚Fingieren‘ Lügen bedeutet, wenn auch nicht mit Täuschungsabsicht.

<sup>23</sup> Vgl. L. Danneberg, Logik und Hermeneutik: die *analysis logica* in den ramistischen Dialektiken. In: Uwe Scheffler und Klaus Wuttich (Hg.), *Termingebrauch und Folgebeziehung*. Berlin 1998, S. 129-157, sowie Id., *Vom grammaticus und logicus über den analyticus zum hermeneuticus*. In: Jörg Schönert und Friedrich Vollhardt (Hg.), *Geschichte der Hermeneutik und die Methodik der textinterpretierenden Disziplinen*. Berlin/New York 2005 (*Historia Hermeneutica*. Series I: Studia 1), S. 255-337.

<sup>24</sup> Vgl. u.a. Inka Bach und Helmut Galle, *Deutsche Psalmendichtung vom 16. bis 20. Jahrhundert*. Berlin 1989, oder Rivkah Zim, *English Metrical Psalms: Poetry as Praise and Prayer, 1535-1601*. Cambridge 1987 (mit einer Bibliographie »A Guide to English Psalm Versions Printed 1530-1601« S. 211-259). Zahlreiche Aspekte kommen bei Dieter Kartschoke, *Biblia versificata: Bibeldichtung als Übersetzungsliteratur betrachtet*. In: *Vestigia Bibliae* 4 (1982), S. 23-41, allerdings eher für die älteren Versuche zur Sprache.

wetteiferten, lassen Hinweise wie *selon la vérité hébraïque*, so der Untertitel einer der ersten poetischen Psalmenparaphrasen in französischer Sprache des Dichters Clément Marot (1496-1544),<sup>25</sup> oder *ex hebraica veritate* erkennen, wie eng man dabei an der ›Wahrheit‹ zu bleiben beanspruchte. Mitunter wurde nicht allein der Anspruch auf eine ›poetischere‹, sondern auch auf eine bessere Übersetzung erhoben. Freilich konnte man sich bei solchen ›literarischen Paraphrasen‹ auch Freiheiten (*licentia poetarum*) gegenüber dem Heiligen Text nehmen: Auslassungen, Kontaminationen (mit dem Ziel etwa der *brevitas* der *narratio*), ergänzende und erweiternde rhetorische Ausfabulierungen (*amplificatio*, *exaggeratio*), die das im Text Angelegte, seinen *sensus implicitus*, an die Oberfläche brachten (nicht zuletzt den *poetischen* Charakter der Heiligen Schrift selbst), und die schließlich auch den *ordo naturalis* in einen *ordo artificialis* verwandeln konnte.

Diese Ununterscheidbarkeit nach der ersten Vorannahme schließt nicht aus, dass sich in gegebenen Situationen die Unterscheidung zwischen fiktional und nichtfiktional bei Darstellungen mit aller in solchen Bereichen überhaupt möglichen Sicherheit fällen läßt.<sup>26</sup> Allein vom zusätzlichen Wissen und seiner Güte hängt es ab, ob sich Darstellun-

---

<sup>25</sup> Vgl. Marot, *Cinquantes psaumes de David mis en françoys selon la vérité hébraïque: introduction, variantes, et notes par Gérard Detaux. Edition critique sur le texte de l'édition publiée en 1543 à Genève [...]. Paris 1995 (Textes de la Renaissance 1). Zu seiner ›Dichtung‹ jüngst Norman R. Shapiro, *Lyrics in the French Renaissance: Marot, Du Bellay and Ronsard*. New Haven/London 2002, daneben noch immer Orentin Douen, *Clément Marot et le psautier hugenot, tome 1<sup>er</sup>*. Paris 1878 (ND Amsterdam 1967) und unter dem Gesichtspunkt seiner theologischen Auffassungen mit weiteren Literaturhinweisen Michael A. Screech, *Clément Marot – A Renaissance Poet Discovers the Gospel: Lutheranism, Fabrism and Calvinism in the Royal Courts of France and of Navarre and in the Ducal Court of Ferrara*. Leiden/New York/Köln 1994; zu seiner Wirkung ferner A.L. Prescott, *The Reputation of Clément Marot in Renaissance England*. In: *Studies in the Renaissance* 18 (1971), S. 173-202, auch Id., *French Poets and the English Renaissance: Studies in Fame and Transformation*. New Haven/London 1978. Weiterer Hinweis bei L. Danneberg, *Von der accommodatio ad captum vulgi über die accommodatio secundum apparentiam nostri visus zur aethetica als scientia cognitionis sensitivae*. In: Torbjörn Johansson, Robert Kolb und Johann Anselm Steiger (Hg.), *Hermeneutica Sacra*. Studien zur Auslegung der Heiligen Schrift im 16. und 17. Jahrhundert [...]. Berlin/New York 2010 (*Historia Hermeneutica* 9), S. 313-379*

<sup>26</sup> Vgl. z.B. auch McCormick, *Philosophical Discourses* (Anm. 14), S. 56 (Hervorhebung von mir): »[...] the fact that someone may take any text as fictional does not entail that a community of educated readers in a culture may take any text as fictional.«

gen einer bestimmten Raum-Zeit-Spanne in dieser Weise erfolgreich sortieren lassen.<sup>27</sup> Noch weniger bedeutet das, daß der Umgang, der eine Darstellung zu einer fiktionalen oder nichtfiktionalen macht, beliebig sein muß. Wenn man so will, dann verlagert sich die Beliebigkeit der Objektklassifikation in die Nichtbeliebigkeit des Umgangs mit den Objekten, wenn sie *beständig* die Merkmale aufweisen sollen, nach denen sie klassifiziert wurden. Zu betonen bleibt dabei, daß es hier um eine Charakterisierung des *Umgangs* geht und nicht um Überlegungen zu den (kontextuellen) Eigenschaften, die man (als gegeben) annimmt, wenn man mit einer Darstellung als einer fiktionalen oder als einer nichtfiktionalen umgeht. Es geht mir also allein um den Unterschied im Umgang, nicht darum, wie man den fiktionalen Charakter von Darstellungen theoretisch beschreibt, etwa anhand von Eigenschaften eines Kontextes, in dem die Darstellung kommuniziert wird,<sup>28</sup> oder wie solche Zuschreibungen entstehen, oder wie sich kognitionsbiologisch erklären läßt, wofür Darstellungen nützlich sein können, »die unter keinen Bedingungen wahr sind« und wo ihr ›ultimativer Zweck‹ zu suchen sei.<sup>29</sup> Die Bestimmung des ›Fiktionalen‹ als eines bestimmten Umgangs mit einer Darstellung ist zudem von der Frage zu trennen, was eine solche Darstellung zu einer ›literarischen‹ macht (›Literarizität‹) oder der nach ihren etwaigen ›ästhetischen‹ Makroeigenschaften.

---

<sup>27</sup> Bei Hayden Whites Feststellung in Id., Die Fiktionen der Darstellung des Faktischen. In: Id., Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen [Tropics of Discourse. Essays in Cultural Criticism, 1978] Stuttgart 1986, S. 145-160, heißt es (S. 145): »Rein als sprachliche Kunstwerke gesehen sind Geschichtswerke und Romane nicht voneinander unterscheidbar.« Betont man das »rein« (»simply«), so schließt das nicht aus, daß Darstellungen, zwar nicht allein als sprachliche Artefakte betrachtet, sich mit einem zusätzlichen Wissen als fiktional und nichtfiktional (sicher) klassifizieren lassen. Das als »histories and novels are indistinguishable from one another« zu paraphrasieren, vgl. Cohn, Narratologische (Anm. 12), S. 108, scheint nicht eine sonderlich faire Paraphrase der Auffassung Whites zu sein. Whites Ausführungen zur »Metahistory«, die immer wieder in sehr unterschiedlicher Weise sein Thema umkreisen, nehmen allerdings stillschweigend an, daß eine bestimmte (›literarische‹) Art der Darstellung (›verbal artefact‹) zugleich auf ihren fiktionalen Charakter (›verbal fiction‹) schließen läßt. Da das weder zwingend noch angemessen ist, verflüchtigt sich denn auch der exotische Charme seiner Ansichten.

<sup>28</sup> In nicht wenigen Punkten würde ich hierbei z.B. mit den Ausführungen bei Gottfried Gabriel, Fiktion und Wahrheit. Eine semantische Theorie der Literatur. Stuttgart-Bad Cannstatt 1975, übereinstimmen, auch Id., Fiction and Truth Reconsidered. In: Poetics 11 (1982) S. 541-551.

<sup>29</sup> Karl Eibl, Animal Poeta, S. 280.

Ich komme nun zum zweiten der Abgrenzung dienenden Ausdruck in meinem Titel, also dem der *Logik*. Auch wenn nicht mehr ganz *en vogue* gibt es nicht wenige Bemühungen, sich bestimmten Problemen fiktionaler Darstellungen zu nähern, indem man meint, hierbei nicht mit der herkömmlichen Logik auskommen zu können, sondern der Ansicht zuneigt, die besondere Problemsituation erfordere die Bildung abweichender, insonderheit mehrwertiger logischer Systeme<sup>30</sup> – »Logik« verstanden als verschiedene Ansätze zu einer formalen Semantik fiktionaler Darstellungen einschließend, doch nicht so weit, daß nahezu jede Überlegung zur Fiktion eingeschlossen ist, die sich selbst als *logic of fiction* bezeichnet.<sup>31</sup> Ich bin wahrlich ein Freund der Logik – umso komplexer, desto besser. Gleichwohl ist mein Eindruck, daß solche Unternehmungen oftmals eher unter dem Aspekt ihrer Ästhetik zu sehen sind, denn als Beiträge zum Problem der Fiktionalität oder eines ihrer Derivate.

Zu den Problemen, die den Griff auf mehrwertige Logiken motivieren, gehören – vereinfacht gesagt – »gemischte Sätze«: entweder in fiktionalen Darstellungen selbst oder in der Rede über sie. Zu den Standardbeispielen für den letzten Fall gehört: Ein bestimmter fiktionaler Detektiv mit dem Namen Sherlock Holmes ist sehr viel berühmter als irgendein anderer lebender oder verstorbener Detektiv. Angenommen, eine Darstellung eröffnet mit einem Straßennamen in einer namentlich benannten Stadt

---

<sup>30</sup> Vgl. die Hinweise und Erörterungen in John Woods, *The Logic of Fiction: A Philosophical Sounding of Deviant Logic*. The Hague 1974, auch mit einem eigenen Vorschlag zu einer formalen Semantik fiktionaler Rede, den Woods – nicht zuletzt aufgrund gravierender Kritik, vgl. z.B. Terence Parsons, <sup>Critical</sup> Critical Note. In: *Synthese* 39 (1978), S. 155-164, Richard Routley, *The Semantic Structure of Fictional Discourse*. In: *Poetics* 8 (1979), S. 3-20 – später nur noch halbherzig vertritt, vgl. John Woods, *Animadversions and Open Questions, Reference, Inference and Truth in Fiction*. In: *Poetics* 11 (1982), S. 553-562, zu weiteren Aspekten Jean-Pierre Dupuy, *Self-Reference in Literature*. In: *Poetics* 18 (1989), S. 491-515. Mit der Skizze eines kleinen Logikfragments habe ich mich auch daran beteiligt, vgl. L. Danneberg, *Logik und Literatur*. In: *Komplexe Logik. Symposium zu Ehren von Alexander Sinowjew*. Berlin 1992 (Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Reihe Geistes- und Sozialwissenschaften 41/9), S. 58-66.

<sup>31</sup> So z.B. Dale Jacquette, *Intentional Semantics and the Logic of Fiction*. In: *British Journal of Aesthetics* 29 (1989), S. 168-176, Philip E. Devine, *The Logic of Fiction*. In: *Philosophical Studies* 26 (1974), S. 389-399, Jason Xenakis, *The Logic of Fiction*. In: *Methodos* 8 (1956), S. 47-56, Morris R. Cohen, *On the Logic of Fiction*. In: *The Journal of Philosophy* 20 (1923), S. 477-488, zuem Martin Warner, *Literature, Truth and Logic*. In: *Philosophy* 74 (1999), S. 29-54.

und mit Beschreibungen, die allesamt in der als real ausgezeichneten, also nicht-fiktionalen Welt vorhanden sind.<sup>32</sup> Daraus ließe sich nun schließen, daß diese Sätze einer fiktionalen Darstellung auf genau die entsprechenden Objekte der als real ausgezeichneten Welt *referenzialisieren*. Nun galoppiert dummerweise Pegasus durch diese Straße. Eine der Konstellationen, in denen scheinbar eine aus fiktionalen und nichtfiktionalen Elementen gemischte Rede innerhalb einer fiktionalen Darstellung vorliegt. Vermeintlich noch schwierigere Probleme stellen sich bei einem Satz wie ›Freud analysierte Gradiva‹.

Zunächst möchte ich zwei Verwendungsweisen des Ausdrucks ›fiktional‹ unterscheiden: zum einen als Bezeichnung einer Makroeigenschaft einer darstellenden Gesamtheit; zum anderen als Bezeichnung, die Bestandteile einer solchen Gesamtheit klassifiziert. Wie später zu sehen sein wird, ist der Ausdruck *Gesamtheit* hier harmlos, vor allem versteckt sich bei seiner Verwendung keine Überlistung. Es gibt Ausdrücke, die sich ohne Probleme und gleichbedeutend sowohl auf ein Ganzes wie auf seine Teile beziehen lassen und dabei jedem der unterscheidbaren Bestandteile eines Ganzen gleichermaßen zukommen.<sup>33</sup> Meine zweite Vorannahme besagt, daß ›fiktional‹ *allein eine solche Makroeigenschaft von Darstellungsgesamtheiten bezeichnet, die auch jedem ihrer Bestandteile zukommt*. Also: Wenn eine Darstellung als fiktional klassifiziert wird, dann gilt das auch für jeden ihrer (sinnvollen) Bestandteile oder anders formuliert: Es gibt keine Formen von ›Semifiktionalität‹.

---

<sup>32</sup> »Real« ist zwar ein mehrdeutiger Ausdruck, aber er wird hier allein im Zusammenhang mit der *Auszeichnung* einer Welt (als was auch immer) verwendet. Allerdings bietet sich nach der dritten Grundannahme für fiktionale Welten, also ihr univialer Zugang im Unterschied zum multivialen nichtfiktionaler Welten, zumindest eine notwendige Annahme für nichtfiktionalen ›reale‹ Welten.

<sup>33</sup> Es gibt in der mittelalterlichen Logik beispielsweise die ‚Regel‘, dass das, was von einer Ganzheit prädiert wird, auch von einem Teil (dieses Ganzen), vgl. z.B.: *Introductiones dialectice Berolinenses*. In: L. M. de Rijk, *Logica modernorum*. Vol: II. Assen 1967, part 1, S. 151-155, hier S. 154: »quicquid predicator de toto, et de parte. « Mit dem Beispiel: »Ut ,si omnis homo est animal Socrates est animal«.



Die Klassifikation ist mithin homogen, fiktional ist hiernach ein dissektives Prädikat<sup>34</sup> und es gibt somit keine fiktional/nichtfiktional gemischte Rede, zumindest nicht im Rahmen einer als fiktional behandelten *Gesamtheit* einer Darstellung. Fiktionale wie nichtfiktionale Gesamtheiten gehören dann zu solchen Ganzheiten, bei denen sich eine Eigenschaft des Ganzen auf jeden seiner (sinnvoll analytisch abtrennbaren) Teile vererbt (also bei textuellen Darstellungen Sätze oder Konglomerationen von Sätzen). Aus dieser Vornahme folgt auch die Zurückweisung von Graden der Fiktionalität (»scales of fictionality«)<sup>35</sup> oder eines komparativen Begriffs von fiktional.<sup>36</sup> Das schließt freilich nicht aus, daß sich fiktionale Darstellungen (und Welten) vergleichen lassen und daß auf eine Vergleichsbasis bezogen sich grundsätzlich verschiedene *komparative* Begriffe bilden ließen – etwa auch ›realistischer als‹; nur eben nicht beim Begriff der Fiktionalität.

In einem als nichtfiktional klassifizierten Text, kann darüber berichtet werden, wie Pegasus durch eine Straße läuft: Dann geht es um den epistemischen Status dieses Berichts: Unter bestimmten Umständen kann er als glaubwürdig erscheinen, etwa dann, wenn der Autor – etwa Aristoteles - als glaubwürdig erscheint. Doch das hat nichts mit der Unterscheidung zwischen fiktional und nichtfiktional zu tun. Die Testimoniumslehre braucht hier nicht erörtert zu werden – nur ein Beispiel: In Tertullians *De carne Christi* (V, 4) findet sich eine Passage zur Auferstehung, die in der Kurzform *credo, quia absurdum est* - auch wenn man im Mittelalter offenbar nicht oft gewagt hat, sich auf Tertullian zu berufen<sup>37</sup> - anhaltende Wirkung gehabt hat.<sup>38</sup> In der Forschung hat sie

---

<sup>34</sup> Vgl. Nelson Goodman, *The Structure of Appearance*. Third edition [...]. Dordrecht/Boston (1951) 1964, S. 38; zudem Id., *The Calculus of Individuals and Its Uses*. In: *Journal of Symbolic Logic* 5 (1940), S. 45-55, hier S. 55.

<sup>35</sup> So bei Jens Ihwe und Hannes Rieser, *Normative and Descriptive Theory of Fiction. Some Contemporary Issues*. In: *Poetics* 8 (1979), S. 63-84, hier S. 73, die das als das einzige angemessene *explanandum* für die Explikation ansehen.

<sup>36</sup> Vgl. z.B. Klaus W. Hempfer, *Zu einigen Problemen der Fiktionalitätstheorie*. In: *Zeitschrift für französische Sprache und Literatur* 100 (1990), S. 109-137. Zu aktueller Diskussion François Récanati, *The Alleged Priority of Literal Interpretation*. In: *Cognitive Science* 19 (1995), S. 207-232.

<sup>37</sup> Hinweise zu seiner Rezeption bietet Paul Lehmann, *Tertullian im Mittelalter*. In: *Hermes* 87 (1959), S. 231-246.

verschiedene Ausdeutungen erfahren. Doch anders als bislang angenommen, etwa als betonte Entgegensetzung von christlicher Lehre und antiker Philosophie,<sup>39</sup> lässt sich der Paralogismus Tertullians eher aus der Zeugenlehre erklären – bei Aristoteles heißt es: „Ein weiterer (Topos ergibt sich) daraus, dass die Meinung besteht, etwas geschehe, obwohl es unglaublich ist, weil die Meinung nicht aufgekommen wäre, wenn es nicht der Fall oder nahe bevorstehend wäre.“<sup>40</sup> Das könnte meinen, dass dann, wenn *glaubwürdige* Zeugen etwas bestätigen, das überaus unwahrscheinlich oder gar unmöglich ist, wie etwa die Auferstehung, es just dieser Umstand der Unmöglichkeit ist, der eine solche Bezeugung als überaus wahrscheinlich erscheinen lässt; denn die Zeugen bezeugen etwas, das aus ihrer Sicht vollkommen unglaubwürdig ist, daher erscheint ein solches Zeugnis um so gewichtiger, desto ungewöhnlicher das Bezeugte erscheint. Kurzum: auch bei Nichtfiktion handelt es sich um ein dissektives Prädikat.

Das über Fiktionalität und Nichtfiktionalität Gesagte hört sich nicht nur kühn, sondern auch willkürlich an. Freilich stellen die Vorannahmen weder Aussagen über die sich in der Zeit verändernden Verwendungen des Ausdrucks ›fiktional‹ dar noch über eine sich durchhaltende Kernbedeutung. Keine Frage ist, daß die zweite Vorannahme mit dem historischen Sprachgebrauch konfligiert. Seit Horaz kennt man das, wenn er Homer dafür lobt, er lüge so, daß er das Unwahre mit Wahrem mische<sup>41</sup> – freilich so, daß dem Anfang nicht die Mitte, der Mitte nicht das Ende widerspreche. Nicht selten verbindet sich das mit dem Gedanken einer durch die *res fictae* umhüllten oder verhüllten Wahrheit, so daß ›die Lüge zum Vehikel‹ für die Wahrheit wird. Das Falsche erscheint dann

---

<sup>38</sup> Diese griffige Formel findet sich bei Tertullian zwar nicht wörtlich, aber eine Passage in *De carne Christi* deckt das ab, obwohl die Formel nach ihr eher *credible est, quia eneptum* lauten würde. Zum Vorwurf gegen die Christen des Betrügers u.a. Frederick W. Norris, Eusebius on Jesus as Deceiver and Sorcerer. In: Harold W. Attridge und Gothei Hata (Hg.), *Eusebius, Christianity, and Judaism*. Leiden/New York/Köln 1992, S.S. 523-540.

<sup>39</sup> Hierzu Robert H. Ayers, *Language, Logic and Reason in the Church Fathers*. Hildesheim/New York 1969, chap. II, ferner Bernard Williams, *Tertullian's Paradox*. In: Antony Flew und Alasdair Macintyre (Hg.), *New Essays in Philosophical Theology*. London 1955, S. 87-211, Vianney Décarie, *Le paradoxe de Tertullien*. In: *Vigiliae Christianae* 15 (1961), S. S. 23-31.

<sup>40</sup> Aristoteles, *Rhet*, II, 23 (1400<sup>a</sup>5ff); Übersetzung Christof Rapp.

<sup>41</sup> Horaz, *Ars poetica*, 151/52: “ita mentitur, sic veris falsa remiscet.”

als ›Oberfläche‹, die den ›süßen Kern der Wahrheit‹ (*dulcior nucleus veritatis*), die *philosophica veritas*, umschließt und eine zugleich fiktionale und wahre Darstellung bietet: eine *narratio ficta* (*narratio fabulosa*) und eine *verax significatio*.<sup>42</sup> Aber auch angesichts des in der Gegenwart gepflegten Sprachgebrauchs dürfte diese Annahme auf den ersten Blick nur geringen Zuspruch finden.<sup>43</sup> Will man den Ausdruck ›fiktionale‹ in eine Sprache zur Rekonstruktion oder Beschreibung der interpretatorischen Praxis einführen, mit der sich bestimmte Intuitionen einer Unterscheidung von ›fiktionale‹ und ›nichtfiktionale‹ bewahren lassen und ohne bei seiner Einführung bestimmte *gegenwärt-*

---

<sup>42</sup> Es gibt eine reiche Literatur zu Fragen der Fiktionalität im Mittelalter und Antike, hierzu auch Walter Haug, *Geschichte, Fiktion und Wahrheit*. In: Fritz Peter Knapp und Manuela Niesner (Hg.), *Historisches und fiktionales Erzählen im Mittelalter*. Berlin 2002, S. 115-131, der u.a. die »These« vertritt, daß »beim Einbau von Fakten in die Fiktion die Fiktionalität sich durchsetzt«, und ich würde ergänzen, daß beim Einbau von »Fiktionen« in nichtfiktionale Darstellungen sich das Nichtfiktionale durchsetzt. Oft leiden die Untersuchungen freilich daran, daß in ihnen ›fiktionale‹ zu zeitbezogen bestimmt wird; demgegenüber wäre ›fiktionale Rede‹ einzubetten in das jeweilige Verständnis des Wahrsprechens, Falschsprechens, Lügens, hypothetischen Redens usw. Zu einem weiteren Beispiel Ursula Kundert, *Ist Fiktion Lüge? Lügendvorwurf in fiktionalem Gewand* in Gotthard Heideggers *Mythoscopia Romantica* (1698). In: Katja Bäre et al. (Hg.), *Text und Wahrheit [...]*. Frankfurt/M. u.a. 2004, S. 51-62, zu weiteren Aspekten Martin Hose, *Fiktionalität und Lüge. Über einen Unterschied zwischen römischer und griechischer Terminologie*. In: *Poetica* 28 (1996), S. 257-274, zu weiteren Aspekten William Nelson, *The Boundaries of Fiction in the Renaissance: A Treaty Between Truth and Falsehood*. In: *ELH* 36 (1969), S. 30-58.

<sup>43</sup> So z.B. Irmgard Nickel-Bacon, Norbert Groeben und Margrit Schreier, *Fiktionssignale pragmatisch. Ein medienübergreifendes Modell zur Unterscheidung von Fiktion(en) und Realität(en)*. In: *Poetica* 32 (2000), S. 267-299, insb. S. 276, wo behauptet wird, »Fiction« sei »nicht auf fiktive Elemente beschränkt, wie etwa historische Romane zeigen, die faktisch nachgewiesene, also referenzialisierbare Personen und Ereignisse mit fiktiven vermischen«. Es handelt sich bei diesem Beitrag allerdings eher um die Kompilierung verschiedener Ansätze als um eine intensive Analyse bestimmter Fragestellungen, was dann in ein »Modell einer integrativen Perspektiven- bzw. Ebenen-Kombination« mündet, das zwar Programmatisches für eine »Medienkompetenz« verspricht, faktisch aber wohl keines der anstehenden theoretischen Probleme lösen dürfte. – Bereits vor fünfzig Jahren heißt es bei Margaret MacDonald, *The Language of Fiction*. In: *Proceedings of the Aristotelian Society, Suppl. Vol. 28* (1954), S. 165-185, hier S. 169: »So I am inclined to say a storyteller is not making informative assertions about real persons, places and incidents even when they are mentioned in fictional sentences.« Vgl. auch Patricia DeMaretlaere, *The Fictional Fallacy*. In: *British Journal of Aesthetics* 28 (1988), S. 259-265, insb. S. 265. Die Frage nach der Wahrheit in der Poesie hat zu einer Reihe von Beiträgen geführt, die weihin belanglos hinsichtlich ihrer Argumentationsweise sind, so zum Beispiel Maud Bodkin, *Truth in Poetry*, In: *Philosophy* 10 (1935), S. 467-472, Sidney Zink, *Poetry and truth*. In: *Philosophical Review* 54 (1945) S. 132-154. Zum Hintergrund Raymond W. Gibbs, *Understanding and Literal Meaning*. In: *Cognitive Science* 13 (1989), S. 243-251.

tige Wissensansprüche suspendieren oder entproblematisieren zu müssen, so scheint mir die Bewahrung des Sprachgebrauchs nicht erforderlich zu sein, auch wenn er sich in eine Sprache ›übersetzen‹ ließe, die der Homogenitäts-Annahme folgt (freilich *ex hypothesi* nicht ohne Verlust einer bestimmten ontologischen Mitbedeutung).<sup>44</sup> Die nachfolgenden Grundannahmen streben danach, bestimmte Züge einer vorfindbaren Interpretationspraxis zu bewahren und sie durch eine leicht veränderte Deutung zu plausibilisieren.<sup>45</sup> Dann bietet sich als eine Begründung für diese Vorannahme der Hinweis auf den Umstand, daß es bei der (herkömmlichen) Praxis des Interpretierens einen Unterschied macht, ob man einen nichtfiktionalen Teil einer *fiktionalen* Darstellung oder einen nichtfiktionalen Teil einer *nichtfiktionalen* Darstellung vor sich hat.

Trotz dieser Konzessionen droht der kühne Flug der zweiten Vorannahme durch Bleigewichte von Unplausibilitäten schnell an Höhe zu verlieren. Es scheinen im Wesentlichen zwei Unplausibilitäten, zu denen sich mehrere Teileinwände bündeln. Unplausibel erscheint zunächst, daß ich danach genötigt bin, auch den Ausdruck ›nichtfiktional‹ als Makroeigenschaft von Darstellungsgesamtheiten aufzufassen. Das heißt: Jede als nichtfiktional klassifizierte Darstellung kann dann keine als fiktional klassifizierten Bestandteile besitzen. Zunächst, doch das ist noch nicht die Antwort auf den Einwand, schließt diese zweite Vorannahme nicht aus, daß sich Darstellungsgesamtheiten in der Weise *zerlegen* lassen, daß die dabei entstehenden (sinnvollen)

---

<sup>44</sup> Zu Fragen der Ontologie in musikalischen Werken u.a. Julian Dodd, *Works of Music: An Essay* Denis Dutton, *Artistic Crimes: The Problem of Forgery in the Arts*. Oxford 2007.

<sup>45</sup> Amie L. Thomasson, *Fictional Characters and Literary Practices*. In: *British Journal of Aesthetics* 43 (2003), S. 138-157, widmet sich der Frage, wie die unterschiedlichen Theorien des Fiktionalen sich vergleichen und kritisieren lassen. Die Grundlage sollen »literary practices« von »literary critics« bilden, »the view of fictional characters embodied in our ordinary ways of talking about fiction«, »the common conception of fictional characters«, »determined by the beliefs and practices of those who competently deal with works of literature«. Zudem Ead., *Speaking of Fictional Characters*. In: *Disjecta* 57 (2003), S. 205-223, Ead., *Ontological Minimalism*. In: *American Philosophical Quarterly* 38 (2001), S. 319-331, ferner Frederick Kroon, *Make-Believe and Fictional Reference*. In: *Journal of Aesthetics and Art Criticism* 52 (1994), S. 207-214. Obwohl umsichtig argumentiert und auch die Grenze solcher Prüfungen gesehen wird, bedarf eine solche ›Prüfbasis‹ einer besonderen ›Aufbereitung‹, und zwar als das, was es zu explizieren gilt; vgl. zum hierzu erforderlichen Konzept der Explikation L. Danneberg, *Zwischen Innovation und Tradition: Begriffsbildung und -entwicklung als Explikation*. In: Christian Wagenknecht (Hg.), *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft*. Stuttgart 1989, S. 50-68.

Bestandteile den Bezug zum ursprünglichen Ganzen verlieren. Sie sind dann durch diese Gesamtheit auch nicht mehr bestimmt und lassen sich *allein genommen* als fiktional oder nichtfiktional klassifizieren. Sie werden mithin als neugebildete Gesamtheiten aufgefaßt, welche die Merkmale der Gesamtheit ihrer Herkunft verloren haben. Der Ausdruck ›Makroeigenschaften‹ ist mit Bedacht gewählt, um eine Sperre für vorschnelle Identifikationen mit ganzheitlichen, organischen, holistischen oder systemischen Auffassungen zu errichten, mit deren Metaphysiken und Vagheiten ich mich nicht belasten möchte.

Mit dem Einwand, daß der Ausdruck ›nichtfiktional‹ ebenfalls eine Makroeigenschaft bezeichnet, will ich mich hier nicht weiter aufhalten. Eine Begründung müßte sehr viel weiter ausholen als beim zweiten Einwand. Am Ende meines Beitrags wird einer der Gründe zur Sprache kommen, der die vorgetragene Unterscheidung zwischen fiktional und nichtfiktional nicht nur motiviert, sondern der deutlich macht, weshalb es erwünscht sein kann, auch den Ausdruck ›nichtfiktional‹ als Makroeigenschaft aufzufassen. An dieser Stelle will ich denn auch nur ganz allgemein erläutern, weshalb der zweite Einwand aus meiner Sicht keine Unplausibilität darstellt.

Beim Ausdruck ›fiktional‹ handelt es sich im Zuge seiner inhomogenen Anwendung auf Bestandteile einer Gesamtheit wie auf diese Gesamtheit selbst um zwei unterschiedliche Konzepte, die sich beide zwar explizieren lassen, die aber in zwei verschiedene Explikate münden. Das schließt freilich nicht aus, daß sich die Bestandteile einer nichtfiktionalen Darstellung in unterschiedlicher Weise klassifizieren lassen, aber immer nur im Bezug auf bestimmte Makroeigenschaften der Darstellungsgesamtheit. Angenommen, die Bestandteile einer solchen Darstellung ließen sich nach epistemischen Eigenschaften etwa als *wahr*, *falsch*, *offensichtlich falsch*, *weder wahr noch falsch* usw. klassifizieren. Bei einigen dieser Klassifikationen beläßt man es dann mitunter nicht – etwa bei der Klassifikation als ›offensichtlich falsch‹. Man unternimmt dann entweder einen Bedeutungsübergang, der die epistemische Klassifikation zumindest nicht mehr in der gleichen Weise greifen läßt (etwa als *metaphorische* Bedeutung) oder aber man reklassifiziert, ohne an der Bedeutung etwas zu ändern (etwa als Glaubensmysterium oder als kontrafaktische Imagination – auf beide Beispiele komme

ich zurück). Zwar kann kein Gott einem verwehren, trotz der Unterschiede für eine solche inhomogene Klassifikation einer als nichtfiktional angesehenen Darstellung den Ausdruck ›fiktional‹ zu verwenden; doch kein Gott vermag zu verhindern, daß man dann diesen Ausdruck systematisch vage gebraucht, da sich unter *einem* Ausdruck zwei unterschiedliche Konzepte verbergen.

Das führt mich zum zweiten Einwand scheinbarer Unplausibilität, in der sich ebenfalls eine Reihe von Einwänden bündeln. Ebenso wie sich die Bestandteile einer als nichtfiktional geltenden Darstellung intern unterschiedlich klassifizieren lassen, soll eingeräumt sein, daß das auch bei als fiktional angesehenen Darstellungen der Fall sein kann. Zudem sei konzediert, daß solche Bestandteile, bezieht man sie auf eine als real ausgezeichnete Welt, *wahr* sein können. Wäre es dann nicht naheliegend, sie als nichtfiktionale Bestandteile einer fiktionalen Darstellung zu klassifizieren? Sie werden von mir ein *Nein* erwarten; doch damit allein ist die Antwort nicht plausibel. Der Grund, weshalb eine solche Klassifikation im Rahmen einer als fiktional aufgefaßten Darstellung nicht zulässig ist, liegt darin, daß in diesem Fall das epistemische Prädikat *wahr* in einem speziellen Sinn gebraucht wird – an späterer Stelle werde ich den Fall erörtern, wo es für die (intendierte) Rezeption als zentral erscheint, daß zumindest eine Aussage einer fiktionalen Darstellung wahr in der als real angesehenen Welt ist. Zugleich gestehe ich aber zu, daß es angesichts des Umgangs mit fiktionalen Darstellungen einen gravierenden Mangel für jede Auffassung von Fiktion darstellt, den Unterschied zwischen solchen Sätzen, die im Blick auf eine als real ausgezeichnete Welt als wahr erscheinen, und solchen, die bezogen auf die als real angesehene Welt nicht referenzialisieren, also etwa Pegasus, zu nivellieren. Genau diesen Unterschied will ich mit meiner Auffassung bewahren und ihm eine leicht veränderte prozedurale Deutung geben.

Angenommen, Sie lesen einen sagen wir einmal 800 Seiten dicken Roman mit zahllosen Einzelheiten über die handelnden Personen. Zudem sei angenommen, man würde feststellen, daß alles das, was sich in diesem Roman über den Helden und über anderes gesagt findet, in der von Ihnen ausgezeichneten realen Welt seine Entsprechungen besitzt – sogar unter den gleichen Namen, also in diesem Sinn wahr ist. Reicht



das aus für den Schluß, dieser Roman referenzialisiere in bestimmter Weise auf die von Ihnen als real ausgezeichnete Welt?<sup>46</sup> Meine Antwort ist wieder ein klares *Nein*.<sup>47</sup> Allein eine solche Auszeichnung als wahr, bezogen auf eine als real ausgezeichnete Welt, garantiert keinen bestimmten Referenzbezug auf diese Welt. Faßt man die ganze Darstellung in dieser Weise als referenzialisierend auf, so klassifiziert man sie nicht mehr als eine fiktionale Darstellung; doch keine Übereinstimmung der Darstellungsgesamtheit mit der als real ausgezeichneten Welt ist für die Klassifikation als nichtfiktional hinreichend. *A fortiori* kann das auch nicht für irgendeinen sinnvollen Bestandteil einer als fiktional klassifizierten Darstellungsgesamtheit gelten. Wenn bei einer (nichtfiktionalen) Autobiographie die Referenz dann gegeben ist, wenn Autor, Erzähler und ›Charakter‹ als identisch gelten, verliert die Darstellung ihren Charakter als *Autobiographie* nicht bereits dadurch, daß nichts von dem, was sie berichtet, in der als real ausgezeichneten Welt wahr ist (ähnliches gilt im übrigen für sog. *romans à clefs*). Demgegenüber ist eine (nichtfiktionalen) Darstellung, soll sie als *Biographie* einer bestimmten Person gelten, abhängig von der (hinlänglichen) Wahrheit ihrer Beschreibungen. Damit ist freilich noch nicht dem Nivellierungseinwand begegnet. Die Überlegungen zeigen zunächst nur, daß die erste Vorannahme zur Unterscheidung

---

<sup>46</sup> Anderer Ansicht scheint z.B. Gilbert Ryle, *Imaginary Objects*. In: *Proceedings of the Aristotelian Society*, Supp. Vol. 12 (1933), S. 18-43, hier S. 39, zu sein: »Now suppose by sheer chance, without the knowledge of Dickens, one person had existed, such that the *Pickwick Papers* were in fact faithful biography. [...] it seems obvious that we could not say of the real Mr. Pickwick ›Oh, he is not identical with the hero of the story‹«

<sup>47</sup> Vgl. Saul Kripke, *Naming and Necessity*. In: Donald Davidson und Gilbert Harman (Hg.), *Semantics of Natural Languages*. Dordrecht 1972, S. 253-354 und S. 763-769, hier S. 764: »The mere discovery that there was indeed a detective with exploits like those of Sherlock Holmes would not show that Conan Doyle was writing about *this* man [...]. Similarly [...] granted there is no Sherlock Holmes one cannot say of any possible person that he would have been Sherlock Holmes, had he existed.« Für Kripke wäre der Name Sherlock Holmes ein *rigid nondesignator*, der im Blick auf jede mögliche Welt nichts designiert. Vgl. aber auch die anregenden Überlegungen bei Thomas G. Pavel, *Fiction and the Causal Theory of Names*. In: *Poetics* 8 (1979), S. 179-191. – Dazu, daß kein ›Grad von Ähnlichkeit‹ hinreichend sei, um die ›Beziehung der Bezugnahme‹ zu sichern, vgl. auch Nelson Goodman u.a. in Id., *Sprachen der Kunst [Languages of Art, 1968, <sup>2</sup>1976]*. Frankfurt/M. 1997, S. 17, auch z.B. S. 37; zudem Fred Adams, Gary Fuller und Robert Stecker, *The Semantics of Fictional Names*. In: *Pacific Philosophical Quarterly* 78 (1997), S. 128-148, Daniel A. Krasner, *Semantics and Fiction*. In: *Erkenntnis* 57 (2002), S. 259-272.

fiktionaler und nichtfiktionaler Darstellungen im Zuge des Klassifizierens realisierbar ist. Gefordert ist, daß im Rahmen dieser Auffassung von *fiktional* und *nichtfiktional* sich zeigen läßt, welche *Relevanz* dem Umstand zukommt, daß einige Sätze einer fiktionalen Darstellung angesichts der als real ausgezeichneten Welt als wahr gelten können.

Damit komme ich zum dritten Ausdruck im Titel meines Vortrages, dem der *Zugänglichkeit*. Er führt zu den Unterschieden im Umgang mit Darstellungen als fiktional und nichtfiktional. Dem Einwand des Nivellierens möchte ich mit der folgenden Deutung der vermeintlich nichtfiktionalen Bestandteile einer fiktionalen Darstellung begegnen: Die mit der als real ausgezeichneten Welt korrespondierenden Bestandteile einer fiktionalen Darstellung sind als bestimmte *Weisen des Nahelegens* potentiell relevanter Informationen über die reale Welt für die *Interpretation* (das *Verstehen*) der fiktionalen Darstellung aufzufassen.<sup>48</sup> Dieses Nahelegen gehört zu den heuristischen Relationen im Unterschied zu präsumtionalen Relationen.

Während die *Behauptung* (*assertio*) die Beweispflicht nach sich zieht, die (hypothetische) *Annahme* (*assumptio*) frei von jeder vorgängigen Beweispflicht ist, sie aber auf Verlangen zu erfüllen ist, liegt bei der *praesumptio* weder vorab eine Beweispflicht vor noch ist sie auf Verlangen zu erfüllen, sondern die Beweispflicht wird auf den Kritiker verlagert, der das ‚Gegenteil‘ nachzuweisen habe.<sup>49</sup> Wenn von zwei (unvereinbaren)

---

<sup>48</sup> Beliebte ist, die Fiktion als *a form discourse* aufzufassen, der »logically parasitic upon factual assertion« sei, so z.B. LeRoy B. Cebik, *Fictional Narrative and Truth: An Epistemic Analysis*. New York 1984, S. 46 (auch S. 49). Was mit einer solchen parasitären Relation über irgendeine Abhängigkeit hinaus zum Ausdruck gebracht werden soll, bleibt durchweg unerläutert. Zudem Ronald W. Hepburn, *Literary and Logical Analysis*. In: *Philosophical Quarterly* 8 (1958), S. 342-356.

<sup>49</sup> Dieses ‚Modell‘ weist Ähnlichkeiten auf zu dem in jüngerer Zeit erörterten sogenannten Herausforderungsmodell der Rechtfertigung von Wissensansprüchen (*default and challenge model*). Ein erworbener Wissensanspruch hat *von vornherein* einen solchen Status, dass er als gerechtfertigt gilt, ohne dass gefordert wird, dass derjenige, der diesen Wissensanspruch teilt, ihn auch rechtfertigen kann. Erst dann, wenn er mit *Gründen* infrage gestellt wird, habe man ihn zu verteidigen. Der wesentliche Unterschied liegt darin, dass bei Glaubensmysterien nach dem ‚Modell‘ von Leibniz nicht schon begründete Einwände ausreichen, sondern der Kritiker zeigen muss, dass die vertretene Auffassung widersprüchlich ist, vgl. L. Danneberg, *Grammatica, rhetorica und logica sacra* vor, in und nach Glassius’ *Philologia Sacra* – mit einem Blick auf die Rolle der Hermeneutik in der Beziehung von Verstehen, Glauben und Wahrheit der Glaubensmysterien bei Leibniz. In: Christoph Bultmann und L. Danneberg (Hg.), *Hermeneutik - Hebraistik - Homiletik. Die Philologia Sacra im frühneuzeitlichen Bibelstudium*. Berlin und New York 2011 (*Historia Hermeneutica* 10), S. 11-297. Auf die

Aussagen nach bestimmten Standards in einer gegebenen epistemischen Situation sich weder die eine noch die andere auszeichnen lässt, dann bietet die *praesumptio* die Auszeichnung einer dieser Aussagen. Es bestehen dafür zwei Auszeichnungsstrategien. *Zum einen* die, sie mittels eines *argumentum ad ignorantiam* auszuzeichnen:<sup>50</sup> Eine Annahme sei so lange zu präferieren, wie nichts gegen sie spreche (faktisch müsste man überhaupt nichts kennen, was *für* die Annahme spricht). Diese Auszeichnung setzt voraus, dass die Alternative eine unbestimmte Negation ist und der Kritiker aus den verbleibenden Möglichkeiten eine aufzuzeigen hat, für die Gleiches gilt. *Zum anderen* eine Auszeichnung, die auf Gründen beruht, die bei gleicher Beurteilung nach den gegebenen Standards *hinzu kommen* und eine Auszeichnung größerer Vorab-Plausibilität ermöglichen, ohne dass die Annahme in diesem Fall als vollkommen begründet erscheint. Das, was für diese größere Vorab-Plausibilität spricht, ist von der epistemischen Situation abhängig und damit zumindest prinzipiell wandelbar.

Es muss weitere Annahmen geben, die zur Präferenz einer Präsumtion und nicht ihres Gegenteils führen. Das lässt sich an dem juristischen Beispiel der Unschuldsvermutung (*praesumptio innocentiae*) vor Gericht verdeutlichen.<sup>51</sup> Nur schwer ließe sich

---

Probleme, die das Herausforderungsmodell besitzt, kann ich hier nicht eingehen; vgl. zur Kritik an einigen Verwendungen Thorsten Sander, Beweislastverteilung und Intuitionen in philosophischen Diskursen. In: *Journal für General Philosophy of Science* 34 (2003), S. 69-97.

<sup>50</sup> Hierzu u.a. Michael Wreen, *Light From Darkness, From Ignorance Knowledge*. In: *Dialectica* 43 (1989), S. 299-314, Fred J. Kauffeld, *Presumptions and the Distribution of Argumentative Burdens of Proof in Acts of Proposing and Accusing*. In: *Argumentation* 12 (1998), S. 245-266, Douglas Walton, *Profiles of Dialogue for Evaluating Arguments From Ignorance*. In: *Argumentation* 13 (1999), S. 53-71, sowie Id., *Arguments From Ignorance*. University Park 1995, dabei versucht Walton deutlich zu machen, dass das *argumentum ab ignorantiam* nicht immer ein Fehlschluss sein müsse. In Walton, *Argumentation Schemes for Presumptive Reasoning*. Mahwah 1996, ist er der Ansicht, dass presumtives Argumentieren immer eine Art von *argumentum ab ignorantiam* darstelle; das dürfte nicht korrekt sein. Es finden sich bei Walton noch andere Schwächen bei der Analyse dieses Argumentetyps. Vgl. zudem Walton, *Plausible Deniability and Evasion of Burdens of Proof*. In: *Argumentation* 10 (1996), S. 47-58, Id., *Metalogues for Resolving Burdens of Proof Disputes*. In: *Argumentation* 21 (2007), S. 291-316, ferner J. Anthony Blair, *Walton's Argumentation Schemes for Presumptive Reasoning: A Critique and Development*. In: *Argumentation* 15 (2001), S. 365-379.

<sup>51</sup> Zur langen Tradition der *praesumptio iuris*, allerdings ohne auf das hier erörterte Problem hinzuweisen, u.a. Max Kaser, *Beweislast und Vermutung im römischen Formularprozeß*. In: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Rom. Abt.* 71 (1954), S. 221-241. Bei

zeigen, dass ein Rechtssystem, das auf der Unschuldspräsumtion beruht, in irgendeiner Hinsicht *effektiver* ist, als ein System, das auf einer Schuldpräsumtion (*suspicio*) beruht.<sup>52</sup> Ein Unterschied dürfte darin liegen, dass vermutlich die Überführungen und Schuldsprüche zunehmen, wird die Schuldpräsumtion zugrunde gelegt. Mithin muss in diesem wie in den anderen Fällen noch etwas hinzukommen (*presumptio iuris et naturae*). Im Fall der Präferenz der Unschuldsvermutung könnte das die Annahme (Trajansentenz) sein, dass es besser ist, einen tatsächlich Schuldigen nicht, als einen unschuldigen ungerechtfertigter Weise zu verurteilen. Es hängt mithin von differierenden Präferenzen und Zielsetzungen ab, welche Präsumtion man wählt. Damit ist die Auszeichnung einer bestimmten Präsumtion abhängig von den verfolgten Zielen und damit verschiebt sich die Frage nach der Wahl einer bestimmter Präsumtion auf die Präferenz bestimmter Ziele – und das in allen Wissensbereichen, in denen Präsumtionen eine Rolle spielen.<sup>53</sup>

---

der *praesumptio iuris* war ein Gegenbeweis zulässig, bei *praesumptio iuris et de iure* war er hingegen ausgeschlossen. Allgemeine zur Beweislast mit ausführlicher Erörterung der Diskussion Andreas Wacke, Zur Beweislast im klassischen Zivilprozeß. Giovanni Pugliese versus Ernst Levy. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Romanistische Abteilung 109 (1992), S.411-449.

<sup>52</sup> Zu Beispielen der Begründung einer solchen ‚Vermutung‘, respektive ‚Präsumtion‘ seit dem Mittelalter Lorenz Schulz, Die *praesumptio innocentiae* – Verdacht und Vermutung der Unschuld. In: Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte. Germ. Abt. 119 (2002), S. 193-218, ferner Joachim Hruschka, Die Unschuldsvermutung in der Rechtsphilosophie der Aufklärung. In: Zeitschrift für gesamte Strafrechtswissenschaft 112 (2000), S. 285-300, sowie zur Begründung Carl-Friedrich Stuckenberg, Die normative Aussage der Unschuldsvermutung. In: Zeitschrift für die gesamte Strafrechtswissenschaft 111 (1999), S. 422-460, auch Id., Untersuchungen zur Unschuldsvermutung. Berlin/New York 1997, Richard M. Fraher, ‚Ut nullus describatur reus prius quam vincatur‘. Presumption of Innocence in Medieval Canon Law. In: Stephan Kutter und Kenneth Pennington (Hg.), Proceedings of the Sixth International Congress of Medieval Canon Law. Vatican City 1985, S. 494-506.

<sup>53</sup> So bestimmt Bruno Thüring, Die Gravitation und die philosophischen Grundlagen der Physik. Berlin 1965, als neues Trägheitsgesetz (S. 121): „Physikalische Körper befinden sich stets im Zustand der Gravitationsbewegung (Inertialbeschleunigung), es sei denn, sie werden von Kräften, die auf sie wirken, gezwungen, diesen Zustand zu ändern.“ Thürings unterbereitet seine Bestimmung im Zuge des Aufbaus einer Physik, der an Maximen der Eindeutigkeit, Einfachheit, Realisierbarkeit und pragmatischen Ordnung ausgerichtet sein soll. Das angeführte Trägheitsgesetz in der Gestalt einer Präsumtion erfährt seine Plausibilisierung just im Rahmen des Aufbaus einer ‚methodischen Physik‘; die Plausibilisierung hängt allerdings davon ab, inwieweit man den unternommenen methodischen Aufbau als gelungen ansieht.

*Methodologisch* gesehen besteht dabei der folgende Unterschied: *Präsumtionen* sind (vereinfacht gesagt) Vorgriffe, die man macht oder machen muß, um überhaupt zu verstehen. Sie können sich allerdings (immer) als irrtümlich herausstellen. Während Präsumtionen so lange in Geltung bleiben, bis man Hinweise auf das Gegenteil findet, leiten Heuristiken nur dann an, wenn man für sie vorab Hinweise hat. Präsumtionen richten die Suche auf negative Evidenz, Heuristiken auf positive.

Die Annahme, daß der von einer als fiktional angesehenen Darstellung nicht ausgeführte Teil ihrer fiktionalen Welt durch die Gegenstücke der realen Welt immer auszufüllen sei, ist in die Literatur als das sogenannte *reality principle* eingegangen. Als Präsumtion dürfte ein solches Prinzip bei der Interpretation fiktionaler Darstellungen unangemessen sein. Freilich kann dieses Prinzip in seiner Formulierung variieren, etwa als konditional in dem Sinn, daß es nur für einen bestimmten Typ von Fiktionen gelten soll,<sup>54</sup> oder sich aus unterschiedlichen Fiktionsannahmen begründen. So resultiert bei Umberto Eco die (wohl) uneingeschränkte Geltung dieses Prinzips aus seiner Annahme eines ›Fiktionspaktes‹, den der Leser stillschweigend mit dem Autor schließt, nach dem »alles, was im Text nicht ausdrücklich als verschieden von der wirklichen Welt erwähnt oder beschrieben wird«, mit dieser in Übereinstimmung zu verstehen sei.<sup>55</sup> Die

---

<sup>54</sup> So etwa bei Charles Crittenden, *Fictional Characters and Logical Completeness*. In: *Poetics* 11 (1982), S. 331-344, u.a. S. 332: »I am interested here only in kinds of fiction where the ordinary world-view with its assumptions about ontology, logic, and physics is presupposed, i.e. what I am calling standard fiction.« Aber auch S. 335: »There simply are no conceptual restrictions on what a fictional situation can include; even contradictory objects can appear [...] although, of course not in *standard* fiction.« Zunächst ist das Problem, wie sich das Vorliegen solcher Standardfiktionen feststellen läßt – und das macht dann deutlich, daß ›Standardfiktion‹ nicht fiktionale Darstellungen sortiert, sondern in bestimmter Weise *interpretiert*. Zudem werde ich an späterer Stelle zu zeigen versuchen, daß die Annahme der Existenz solcher Standardfiktionen zu inakzeptablen Konsequenzen beim Aufbau ihrer Welt führt. Ausführlicher, aber in dieser Hinsicht unverändert, Charles Crittenden, *Unreality: the Metaphysics of Fictional Objects*. Ithaca 1991. Zu weiteren Aspekten Murray Krieger, *Fiction, History, and Empirical Reality*. In: *Critical Inquiry* 1 (1974), S. 335-360, sowie J. E. Boodin, *Fictions in Science and Philosophy I*. In: *Journal of Philosophy* 40 (1943), S. 673-682, II, ebd., S. 701-716, zudem Roger G. Seamon, *Narrative Practice and their Theoretical Distinction between History and Fiction*. In: *Genre* 16 (1983), S.197-218.

<sup>55</sup> Eco, *Mögliche Wälder*. In: Id., *Im Wald der Fiktionen. Sechs Streifzüge durch die Literatur [Norton-Lectures, 1992-93]*. Übersetzt von Burkhard Kroeber. München/Wien 1994, S. 101-128, hier S. 112, vgl. aber auch S. 115.

Maxime, daß bei allem, bei dem ein Autor keine Abweichung von einer als real angesehenen Welt explizit (»ausdrücklich«<sup>56</sup>) anzeigt, nach dem *argumentum e silentio* verfahren werden dürfe, hat (intuitiv) inakzeptable Konsequenzen.

Das gilt auch dann, wenn sich dieses Ergänzen nur an einem Minimalprinzip (»the principle of minimal departure«) orientiert soll.<sup>57</sup> Zudem wäre ein solches Prinzip nur als konditional aufzufassen, und zu klären wäre dann, in welchen Fällen solche Ergänzungen über ein zusätzliches Wissen erfolgen sollen. Versteht man dieses Prinzip zudem so, daß immer die in dieser Hinsicht vagen oder unvollständigen Wiedergaben in einer fiktionalen Darstellung zu komplettieren sind, dann dürften die Anwendungsfälle einer solchen Regel nicht sonderlich groß sein. Nur angemerkt sei: Mir geht es nicht um das *Imaginieren* von irgendwelchen Welten aus Anlaß einer fiktionalen Darstellung, sondern um das professionelle Interpretieren,<sup>58</sup> das wiederum als in nichtfiktionalen Darstellungen niedergelegt gedacht wird. Dieses Imaginieren mag einem minimalen Unvollständigkeitsprinzips folgen, also sich an der Phantasie der »Auffüllung von Lücken« erfreuen, doch für das professionelle Interpretieren läßt sich vorab weder die minimale noch die maximale Unvollständigkeit als Präsumption bei fiktionalen Darstellungen annehmen.

Im übrigen gilt auch bei einem solchen Imaginieren, daß es keine fiktionale Welt vollständig zu komplettieren vermag, selbst wenn die auftretenden »Vagheiten« immer *per imaginationem* entschieden werden würden. Schließlich wäre das unbesehene Befolgen einer Maxime des »Auffüllens« schon deshalb unangemessen, weil solche »Unvollständigkeiten« ihr eigenes »Gesicht« haben können – das heißt dann: Sie können etwa stilistische Eigenarten exemplifizieren, die sich zudem mit unterschiedlichen

---

<sup>56</sup> So Rudolf Haller, Wirkliche und fiktive Gegenstände. In: Id., *Facta und Ficta*. Stuttgart 1986, S. 57-93, hier S. 85, auch S. 89, nach der der explizite Nichtauschluß, »beliebig viele Folgerungen aus materialen Gegenständen [der als real ausgezeichneten Welt] [...] für die Rekonstruktion der Geschichte zu verwenden [...]« erlaube.

<sup>57</sup> So Marie-Laure Ryan, Fiction, Non-Fiction, and the Principle of Minimal Departure. In: *Poetics* 9 (1980), S. 403-422.

<sup>58</sup> Auch im Unterschied zu Auffassungen etwa Roman Ingardens oder Wolfgang Isters.



kulturellen Konstellationen verknüpfen ließen.<sup>59</sup> Das schlichte Komplettieren würde genau diese Eigenschaften tilgen. Freilich heißt das nicht, daß solche ›Unvollständigkeiten‹ *per se* exemplifizieren. Das Exemplifizieren des Nichtvorhandenen, der ›Lücken‹, macht jede noch so banale Darstellung zum Träger ›abweichendster‹, ›subversivster‹ und ›erstaunlichster‹ Theorien, sei es des Raums, der Zeit, der Sprache oder zahlloser anderer mehr.

Da ich in diesem Vortrag nicht näher auf Fragen der Bedeutungs- und der Interpretationskonzeption bei der Analyse eingehen will, möchte ich nur anmerken, daß ein Unterschied beim interpretierenden Umgang mit fiktionalen und nichtfiktionalen Darstellungen darin liegt, daß das, was bei der Interpretation nichtfiktionaler Darstellungen präsumtionale Relationen sind, bei fiktionalen (oftmals) bestenfalls heuristische sind. Solche Differenz im Status – also als Präsumtion oder als Heuristik – des für die Interpretation verwendeten Wissens gibt es auch bei nichtfiktionalen Texten, und zwar zum Beispiel dann, wenn es sich um einen metaphorischen im Unterschied zum nichtmetaphorischen Sprachgebrauch handelt: Die präsumptionalen Annahmen beim Interpretieren eines nichtmetaphorischen Gebrauchs verwandeln sich bei Mißlingen in nur heuristische beim metaphorischen Gebrauch. Als *Präsumtion* wird vorausgesetzt, daß eine fiktionale Welt als grundsätzlich vollständig und vervollständigbar gilt. Doch – wie noch zu sehen sein wird – liegt die Pointe nicht darin, die prinzipielle Unvollständigkeit jeder fiktionalen Welt zuzugestehen, sondern darin, diese Unvollständigkeit zu umgrenzen.

Wie selbstverständlich wird oftmals als Präsumtion angenommen, daß eine fiktionale Welt samt ihrer Darstellung nicht widersprüchlich sein könne, wenn wir überhaupt mit ihr umgehen wollen.<sup>60</sup> Doch auch hier dürfte mit Sicherheit keine allgemein geltende Präsumtion vorliegen – weder für die Interpretation fiktionaler Texte noch für den

---

<sup>59</sup> Vgl. auch Thomas G. Pavel, *Incomplete Worlds, Ritual Emotions*. In: *Philosophy and Literature* 7 (1983), S. 48-58, insb. S. 51ff.

<sup>60</sup> Die Beispiele sind Legion – nur ein einziges: Rod Bertolet, *Inferences, Names, and Fictions*. In: *Synthese* 58 (1984), S. 203-218, hier S. 210: »It seems reasonable to presume that authors intend not to violate the laws of logic.«

Aufbau fiktionaler Welten. Daran, eine solche Präsumtion vorauszusetzen, scheitern denn zumindest auch die gängigen *possible-world*-Konstruktionen zur Modellierung der Semantik fiktionaler Rede.<sup>61</sup> Zu unterscheiden sind dabei *fiktionale Welten*, *fiktionale Darstellungen* und die *Argumentationen* für die *Interpretation* einer fiktionalen Darstellung, durch die sich die fiktionale Welt aus der fiktionalen Darstellung aufbaut. *Allein* für die Argumentation wäre eine solche Annahme plausibel, weder für die fiktionale Welt noch den fiktionalen Text erscheint sie dagegen als zwingend.

Das Standardargument für das Gelten einer solchen Präsumtion besteht im Hinweis auf den logischen Sachverhalt, daß man aus einem logischen Widerspruch *über* disjunktive Erweiterung alles folgern *könne*. Freilich bedeutet das nicht, daß das auch geschieht. Es gibt eine Reihe von Situationen, die auf eine als real ausgezeichnete Welt bezogen sind und in denen, wenn auch unbeabsichtigt, zur Erklärung von Phänomenen etwa auf ein widersprüchliches Theorienensemble zurückgegriffen wird.<sup>62</sup> Eine solche wissenschaftshistorische Aussage ist allerdings etwas anderes als die Empfehlung des

---

<sup>61</sup> Diesem Einwand zu entgehen versucht David Lewis im »Postscripts« zu *Truth in Fiction* in Id., *Philosophical Papers*. Vol. I. Oxford 1983, S. 276-280, sowie u.a. Edwin D. Mares, *Relevant Logic: A Philosophical Interpretation*. Cambridge 2004.

<sup>62</sup> Eloquent haben Richard Routley (später hat er sich in Sylvan umbenannt) und Graham Priest in zahlreichen Publikationen emphatisch für parakonsistente Logikkalküle als unserem Denken (zumindest in bestimmten Situationen) »natürlicher« oder angemessener plädiert, also für solche Systeme, bei denen ein Grundsatz wie *ex impossibili quidlibet sequitur* nicht »beweisbar« ist (von denen es mittlerweile eine Reihe mit recht unterschiedlichen Eigenschaften gibt), vgl. z.B. Richard Sylvan, *Wissenschaft, Mythos, Fiktion: Sie alle überschreiten die Grenzen des Wirklichen und manchmal gar die des Möglichen*. In: *Zeitschrift für Semiotik* 9 (1987), S. 129-152, oder Graham Priest, *Contradiction and Rationality*. In: *Proceedings of the Aristotelian Society N.S.* 85 (1985/86), S. 99-116, Id., In *Contradiction: A Study of the Transconsistent*. Dordrecht/Boston/Lancaster 1987, ferner Id. und Id., *A Preliminary History of Paraconsistent and Dialethic Approaches*. In: Id. et al. (Hg.), *Paraconsistent Logic. Essays on the Inconsistent*. München 1989, S. 3-75. Beide vertreten den sog. Dialetheismus, also der starken Annahme, es gebe wahre »wahre Widersprüche«; eine schwächere Auffassung besagt, es könne durchaus rational sein, logische Widersprüche anzunehmen (*sometimes rational to believe in a contradiction*); die vielleicht schwächste sagt, daß nicht in jeder epistemischen Situation die Inkonsistenz eines Wissensanspruchs allein genommen dazu führen muß, ihn zu verwerfen (oder nicht jede Inkonsistenz trivialisiert ihn). Zu den zahlreichen Aspekten parakonsistenter Logiken jetzt Manuel Bremer, *An Introduction to Paraconsistent Logics*. Frankfurt/M. 2005; zudem James K. Feibleman, *Art and its Contrary-to-Fact Conditions*. In: *The Journal of Aesthetics and Art Criticism* 36 (1978), S. 479-482.

widersprüchlichen Zustandes einer Theorie für den Fortschritt der Wissenschaft.<sup>63</sup> Nach dem berühmten polnischen Logiker Alfred Tarski liegt die Begründung denn auch eher darin, daß man bei einem logischen Widerspruch von vornherein weiß, daß er etwas Falsches über die Welt sagt.<sup>64</sup> Mag diese Begründung für die Eliminierung von Widersprüchen auch plausibler sein als nach dem Grundsatz *ex impossibili quidlibet sequitur*, so läßt sie sich für fiktionale Darstellungen nicht in Anschlag bringen, wenn diese zugestandenermaßen im Blick auf die als real ausgezeichnete Welt etwas Falsches sagen (können); zudem ist, wie bereits angedeutet, der Ausdruck ›fiktional wahr‹ nur ähnlich dem Ausdruck ›wahr‹, wenn man ihn angesichts nichtfiktionaler Darstellungen gebraucht.

Obwohl man schon im frühen Mittelalter den Grundsatz *ex impossibili quidlibet sequitur* kennt<sup>65</sup> und ihn gelegentlich sogar mittels der disjunktiven Erweiterung

---

<sup>63</sup> Ein Beispiel bietet Hans Vaihinger, *Die Philosophie des Als-Ob* (große Ausgabe). 9./10. Auflage. 1927, z.B. S. 86: »Zwei Jahrhunderte haben sich die Mathematiker bemüht, samt den Philosophen, zu zeigen, daß in derselben [sc. im Infinitesimal-Kalkül] keine solchen Widersprüche seien; wir kehren den Gesichtspunkt um und stellen den Satz geradezu auf den Kopf; jene Widersprüche sind nicht bloß nicht wegzuleugnen, sondern sie selbst sind gerade das Mittel, durch welches der Fortschritt erreicht worden ist.« Für Vaihinger sind das ›Infinitesimal-Fiktionen‹, wobei er einen Fiktionsbegriff verwendet, nach dem sie immer auf ›Widersprüchen‹ beruhen, und die Wertschätzung resultiert daraus, daß ihm Fiktionen nur Mittel sind, bei denen es nicht schade sei, wenn sie ›Widersprüche‹ in sich tragen (so angesichts des Atombegriffs, S. 449, Anm.).

<sup>64</sup> Vgl. Alfred Tarski, *Die semantische Konzeption der Wahrheit und die Grundlagen der Semantik* [The Semantic Conception of Truth and the Foundations of Semantics, 1944]. In: Johannes Sinnreich (Hg.), *Zur Philosophie der idealen Sprache*. München 1972, S.53-103, hier S. 96, wo es heißt, daß für die Zurückweisung einer inkonsistenten Theorie nicht entscheidend sei, daß aus ihr jede beliebige Folgerung gezogen werden könne – entscheidend sei vielmehr: »Wir wissen (*wenn auch nur intuitiv*), daß eine inkonsistente Theorie falsche Aussagen enthalten muß.« Man beachte die vorsichtige (von mir hervorgehobene) Formulierung, die zu selten beachtet wird.

<sup>65</sup> Vgl. u.a. J.M. Bochenski, *De consequentiis scholasticorum earumque origine*. In: *Angelicum* 15 (1938), S. 92-109, Philotheus Boehner, *Medieval Logic. An Outline of Its Development From 1250 to c. 1400*. Manchester 1952 (ND 1959), S. 99, Ernest A. Moody, *Truth and Consequence in Mediaeval Logic*. Amsterdam 1953, S. 74 und S. 90, Id., *The Mediaeval Contribution to Logic*. In: *Studium Generale* 19 (1966), S. 443-452, hier S. 447, für die nachfolgende Zeit Eraline J. Ashworth, *Language and Logic in the Post-Medieval Period*. Dordrecht 1974, S. 122/23 und S. 131-135, auch die Bemerkung bei Ead., *Agostino Nifo's Reinterpretation of Medieval Logic*. In: *Rivista critica di storia della filosofia* 31 (1976), S. 355-374, hier S. 373; zu einer ausführlicheren Einzelanalyse Angel D'Ors, *Ex impossibili quodlibet sequitur* (Walter Burley). In: *Archives d'histoire doctrinale et littéraire du moyen*

begründet,<sup>66</sup> ist dieser Grundsatz meines Wissens nie zur Begründung des *principium contradictionis* verwendet worden. In der Nachfolge des Aristoteles wird dieses Prinzip in der christlichen Metaphysik zum Existenzprinzip schlechthin. Begründet im Rahmen der Gotteslehre, umgrenzt es die *potentia absoluta Dei*, wodurch denn auch immer wieder Zweifel an seiner wirklich generellen Geltung entstanden sind. Die Begründung der Widerspruchsfreiheit war mithin weniger logisch als vielmehr ontologisch und theologisch: Man nahm an, daß etwas, das eine widersprüchliche Prädikation erlaubt, keine Existenz haben könne. Wie auch immer die *essentia realis* bestimmt sein mag, für sie gelte logische Widerspruchsfreiheit.

Auch wenn für eine nichtfiktionale Welt und eine nichtfiktionale Darstellung das *principium contradictionis* plausibel sein mag, wird an meiner ersten Grundannahme zur Unvollständigkeit fiktionaler Welten deutlich werden, daß der Umgang mit solchen Welten wesentlich anders charakterisiert ist als der Umgang mit einer Welt, die als real angesehen wird. Wenn man so will, dann ist der Erzeuger fiktionaler Welten in dem Sinn allmächtig, in dem er etwas schaffen kann, das dem *principium contradictionis* widerstreitet. Selbst dann, wenn das Prinzip das festlegt, was es geben kann, ist es doch nicht so, daß sich eine widersprüchliche fiktionale Darstellung nicht ›verstehen‹ läßt – gleiches gilt im übrigen auch für nichtfiktionale Darstellungen.<sup>67</sup> In nichtfiktionalen

---

age 57 (1990), S. 121-154, Id., *Ex impossibili quodlibet sequitur* (John Buridan). In: Klaus Jacobi (Hg.), *Argumentationstheorie. Scholastische Forschungen zu den logischen und semantischen Regeln korrekten Folgerns*. Leiden/New York/Köln 1993, S. 195-212.

<sup>66</sup> Das früheste Beispiel, das ich kenne, findet sich bei Alexander Neckham (Nequam 1157-1217), *De Naturis Rerum Libri Duo* [zw. 1200-04]. With the Poem of the Same Author *De Laudibus Divinae Sapientiae*. Ed. by Thomas Wright. London 1863, cap. CLXXIII, S. 288/89. Allerdings ist nicht klar, worin die Intention Neckhams bei dieser Argumentation liegt und es sich womöglich um eine Kritik an der *vanitas* der Beschäftigung mit der Dialektik handelt. Zur Erörterung dieser Frage, wenn auch bei einem anderen Beispiel, Yukio Iwakuma, *Parvipontani's Thesis ex impossibili quidlibet sequitur: Comments on the Sources of the Thesis From the Twelfth Century*. In: Jacobi (Hg.), *Argumentationstheorie* (Anm. 49), S. 123-151, insb. 123-133; zu Einwänden ferner Joke Spruyr, *Thirteenth-Century Positions of the Rule ›Ex impossibile sequitur quidlibet‹*. In: ebd., S. 161-193.

<sup>67</sup> Das ist komplexer, als es sich hier darstellen läßt. Nur ein Beispiel: Man konnte in der Heiligen Schrift einen Satz lesen, den man (1) ›verstehen‹, obwohl er ein Glaubensmysterium beinhaltet, das man sich nicht (2) ›vorstellen‹ und dem man allein mittels ›kunstgemäßer‹, ›rationaler‹ Argumente nicht (3) ›zustimmen‹ konnte. Zwischen (1) auf der einen und (2)

Darstellungen kann dieser Widerstreit mit (traditionellen) logischen Regeln als ein Indikator dafür gelten, daß sie angesichts einer als real ausgezeichneten Welt falsch sind. Bei einer fiktionalen Darstellung kann das nicht bedeuten, daß sie angesichts einer fiktionalen Welt falsch ist – mehr noch: Einem solchen Widerspruch in der Darstellung läßt sich etwa durch (metaphorische) *Exemplifikation* sogar Bedeutung zuweisen.<sup>68</sup> Daß im Rahmen der *Argumentation* für eine Bedeutungszuweisung an eine fiktionale Darstellung das *principium contradictionis* eher als plausibel erscheint, liegt mehr oder weniger darin begründet, daß man diese Argumentation als in der als real ausgezeichneten Welt stattfindend auffaßt.

Wenn in einer fiktionalen Darstellung der Ausdruck *München* auftritt, dann muß man möglicherweise viel über München in der als real ausgezeichneten Welt wissen, um den fiktionalen Text zu ›verstehen‹; er spricht deshalb aber noch nicht über München. Ähnlich, wenn auch etwas anders verhält es sich mit dem Ausdruck *Pegasus*. Die Informationen über Pegasus, wenn sie für die Interpretation überhaupt als relevant erachtet

---

sowie (3) auf der anderen Seite dürfte *immer* unterschieden worden sein, auch wenn das zwischen (2) und (3) nicht einfach und klar ist.

<sup>68</sup> Man kann eine solche widersprüchliche fiktionale Darstellung auf zwei Weisen behandeln. Im Fall des offenen Widerspruchs:  $f(e(p/D)), f(e(\neg p/D)) \rightarrow f(e(q/D))$  mit parakonsistenten Logiksystemen; im Fall eines impliziten Widerspruchs  $f(i(p/D), f(i(\neg p/D))$  etwa mit einer speziellen Bestimmung des (expliziten) Zustimmens und Verwerfens, wobei aus dem Zustimmung zu  $S$ ,  $A(S)$ , nicht von vornherein sich das Verwerfen von  $\neg S$ , also  $V(\neg S)$ , folgern läßt. Deuten ließe sich das von einem ›primären Sprecher‹ explizit Gesagte, das allein genommen nicht schon bestimmte Schlüsse auf Zustimmung oder Verwerfung dessen, was sich nach herkömmlicher Logik erschließen ließe (zugleich auch Ausdruck der Unvollständigkeit der fiktionalen Welt im Blick auf die fiktionale Darstellung); dabei gilt für die Mengen des explizit Anerkannten  $An$  und explizit Verworfenen  $Ve$  allerdings die Kohärenzannahme:  $An \cap Ve = \emptyset$ . Wichtiger noch als solche alternativen Konzepte scheinen die Möglichkeiten zu sein, nicht nur mit solchen ›Widersprüchen‹ ohne desaströse Konsequenzen für den Aufbau einer fiktionalen Welt umzugehen, sondern sie unter Wahrung ihres widersprüchlichen Charakters zu ›interpretieren‹. – Ein Klassifikation fiktionaler Darstellungen, die in unterschiedlicher Weise als ›widersprüchlich‹ angesehen werden (*impossible fictions*), bietet William L. Ashline, *The Problem of Impossible Fictions*. In: *Style* 29 (1995), S. 215-234. Sicherlich gehört die dort als letzte aufgeführte Variante (*Multiple-Worlds Cast of Characters*) nicht dazu. Zudem ist oft nicht klar, von welcher Art diese ›Unmöglichkeit‹ ist – etwa bei Zeitreisen, die die Vergangenheit verändern (*undoing the past*). Nur erwähnt sei, dass es in der Scholastik eine kontrovers erörterte Frage war, ob die *potentia absoluta Dei* das Geschehene ungeschehen zu machen vermag; erste Hinweise William J. Courtenay, *John of Mirecourt and Gregory of Rimini on Whether God Can Undo the Past*. In: *Recherches de Théologie ancienne et médiévale* 39 (1972), S. 224–256, und 40 (1973), S. 147–174.

werden, müssen in der Hinsicht aus der als real ausgezeichneten Welt entlehnt werden, daß sie bestimmten fiktionalen oder nichtfiktionalen Darstellungen entnommen sind, die als Teile dieser als real ausgezeichneten Welt gelten. *Pegasus* mag in diesem Sinn auf die *Pegasus-Darstellungen* in der als real angenommenen Welt verweisen und so für die Interpretation relevante Informationen nahe legen, ohne daß deshalb irgend etwas, was in den Darstellungen der *realen* Welt fiktional wahr ist, auch in der fiktionalen Darstellung, in der der als verweisend aufgefaßte Pegasus-Ausdruck vorkommt, *fiktional* wahr ist. Die durch fiktionale Darstellungen erzeugten fiktionalen Welten gehören der als real ausgezeichneten Welt *nicht* an, sondern ihr gehört nur das *Wissen* über solche fiktionalen Welten an. Selbstverständlich bedeutet das nicht, daß der Verfasser einer fiktionalen Darstellung nicht alles Mögliche aus der realen Welt entlehnt; denn es handelt sich nicht um eine Annahme darüber, wie fiktionale Darstellungen gebildet werden und schon gar über Imaginationen *ex nihilo*.

## II.

Wie noch zu sehen sein wird, erweist sich der Unterschied zwischen ›Wahrheit‹ und ›Referenz‹ im Blick auf fiktionale Darstellungen als wesentlich dafür, wie man mit solchen Relevanznahmen bei fiktionalen Darstellungen umgeht bzw. umzugehen hat im Unterschied zum Umgang mit nichtfiktionalen Darstellungen. Bevor ich auf die Verwendung von Informationen über eine als real ausgezeichnete Welt beim Aufbau der fiktionalen Welt und dem Zugang zu ihr eingehe, will ich meine *erste Grundannahme* für die Zugänglichkeit einer fiktionalen Welt einführen, zu der es dann eine zweite, ähnliche zur Relevanz des Interpretationswissens geben wird. Diese erste handlungsanleitende Grundannahme hält zur *ontologischen Ausstattung* einer fiktionalen Welt im Unterschied zur nichtfiktionalen fest, daß jene im Blick auf diese in spezifischer Weise *immer unvollständig, immer limitiert ist*.<sup>69</sup> Aus der zweiten

---

<sup>69</sup> Obwohl ich nicht mit allen Ausführungen einverstanden bin, heißt es bei John Heintz, *Reference and Inference in Fiction*. In: *Poetics* 8 (1979), S. 85-99, hier S. 92: »What they [scil. authors] fail to tell us, either explicitly or by implication, simply does not exist.« David Lewis, *Truth in Fiction*. In: *American Philosophical Quarterly* 15 (1978), S. 37-46, hier S. 43, Anm. 11,



Vorannahme, also der Homogenität einer Darstellung hinsichtlich ihres fiktionalen Charakters, folgt, daß es hinsichtlich der Vollständigkeit keinen Unterschied macht, ob sich ein vollständiges Gegenstück in der als real angenommenen Welt konstruieren läßt.<sup>70</sup>

Es gibt zwei zu unterscheidende Unvollständigkeitsbehauptungen, auf die sich meine ersten beiden Grundannahmen zur Zugänglichkeit fiktionaler Welten beziehen: Wenn Sie eine *nichtfiktionale* Darstellung über München haben, dann kann zu einer Beurteilung, inwieweit sich ihr eine epistemische Eigenschaft wie wahr zusprechen läßt, grundsätzlich alles Wissen über das München in der als real ausgezeichneten Welt relevant sein. Für bestimmte Formen des Umgangs mit nichtfiktionalen Darstellungen stellt die Vollständigkeitsbehauptung nicht mehr dar als eine sanktionierbare Forderung beim *wissenschaftlichen* Umgang mit solchen Darstellungen. Während bei der Unvollständigkeitsbehauptung hinsichtlich der Informationen, die zur Interpretation einer fiktionalen Darstellungen aus dem Wissen über die als real angenommene Welt geschöpft werden, sich unterschiedliche Ausprägungen unterscheiden lassen – ich komme darauf zurück –, ist das ist bei der Unvollständigkeitsannahme nicht der Fall, bei der es um die mögliche *Mächtigkeit* dessen geht, was eine als fiktional angesehene Darstellung als fiktionale Welt beherbergt.

Wenn Sie fiktionale wie nichtfiktionale Darstellungen lesen, dann wird in ihnen *explizit* nicht alles das gesagt, worüber sie angesichts ihrer jeweiligen Welt (als Darstellungen) sprechen. Zwei Menschen sitzen in einem Restaurant an einem Tisch, ohne daß erwähnt wird, daß beide im nichtmetaphorischen Sinn ein Herz haben. In bestimmter Hinsicht ist jede (fiktionale wie nichtfiktionale) Darstellung immer

---

versteht das nicht: »I do not know what to make of an indeterminate world, unless I regard it as a superposition of all possible ways of resolving the indeterminacy – or, in plainer language, as a set of determinate worlds that differ in the respects in question.« Zu weiteren Aspekten Joseph Margolis, *On Disputes about the Ontological Status of a Work of Art*. In: *British Journal of Aesthetics* 8 (1968), S. 147-154, ferner Gregory Currie, *An Ontology of Art*. New York 1989, zu weiteren Aspekten Joseph Margolis, *The Identity of a Work of Art*. In: *Mind* 68 (1959), S. 34-50.

<sup>70</sup> Anderer Ansicht hinsichtlich möglicher realweltlicher *complete counterparts* scheint Ruth Ronen, *Completing the Incompleteness of Fictional Entities*. In: *Poetics Today* 9 (1988), S. 497-514, zu sein, auch Ead., *Possible Worlds in Literary Theory*. Cambridge 1994, insb. S. 108-143.

*unbestimmt*. Angenommen, es liegen zwei Darstellungen vor, in denen in dieser Hinsicht Vergleichbares gesagt wird. Sie behandeln die eine als eine fiktionale, die andere als eine nichtfiktionale, und angenommen, für beide Behandlungsweisen verfügen Sie über ein Wissen, nach dem es einem Lebewesen ohne Herz körperlich nicht sonderlich gut geht; freilich gilt das nicht unbedingt, wenn es ihm metaphorisch an Herz fehlt. Bei der einen Darstellung können Sie aus dem Wohlbefinden einer Person schließen, daß sie über ein Herz verfügt, in der anderen auf der Grundlage desselben Wissens nicht unbedingt. In diesem Fall, also der fiktionalen Darstellung, kann es zudem die explizite Aussage geben, daß jemand kein Herz hat, und das kann hier *wörtlich* sein, dem aber die gleiche Bedeutung zukommt, wie in der anderen, also der nichtfiktionalen Darstellung, die metaphorische Negierung des Besitzes eines Herzens.

Wie ist nun diese erste Grundannahme für den Umgang mit fiktionalen und nichtfiktionalen Darstellungen, daß nämlich die fiktionale Welt selbst da, wo sich die Gegenstände zu einer als real ausgezeichneten Welt bilden lassen, immer von geringerer ontologischer Mächtigkeit ist, als die als real ausgezeichnete Welt, zu verstehen? Bekannt ist die wohl ironisch intendierte Frage eines englischen Literaturkritikers nach der Anzahl der Kinder von Lady Macbeth.<sup>71</sup> Welche Absichten dieser Kritiker mit seiner Frage auch im einzelnen verfolgt haben mag, ausdrücken wollte er damit, daß es zu einer fiktionalen Darstellung formulierbare Fragen gibt, die angesichts einer ihr zugeordneten fiktionalen Welt sinnlos sind, weil sie sich grundsätzlich angesichts *dieser Welt* nicht beantworten lassen. Nun ist es mit Ausdrücken wie ›grundsätzlich‹ so eine Sache, und ich bin auch mit Erläuterungen anhand von *argumenta illustrantia* dessen, was in diesem Fall mit ›grundsätzlich‹ gemeint ist, nicht sonderlich zufrieden. Man müßte schon den einen oder anderen Grund angeben können, weshalb bestimmte Fragen angesichts der ontologischen Ausstattung fiktionaler Welten und der ihr zugeordneten Darstellung sinnlos, weil prinzipiell unbeantwortbar sind, wohingegen sie

---

<sup>71</sup> Vgl. L.C. Knights, How Many Children Had Lady Macbeth? An Essay in the Theory and Practice of Shakespeare Criticism [1933]. In: Id., Explorations. Essays in Criticism Mainly on the Literature of the Seventeenth Century. London (1946) <sup>2</sup>1951, S.1-39.

für die makrophysikalischen realweltlichen Gegenstücke grundsätzlich beantwortbar wären.<sup>72</sup>

Um sowohl meine Unzufriedenheit als auch das Problem deutlich zu machen, will ich selbst zunächst auf ein Beispiel zurückgreifen – und für ein auflockerndes Beispiel ist die Zeit längst reif. Ich will Sie mit der Frage konfrontieren, ob Don Quijote ein Marrano ist, also ein zwangsweise getaufter Jude, der insgeheim noch seinem alten Glauben anhängt. Zwar scheint eine solche Frage in vielfacher Hinsicht nicht jenseits des Zeitgeschmacks zu liegen, doch der Text bietet so gut wie keine impliziten Hinweise, die sich überhaupt in einen thematischen Bezug zu dieser Frage stellen ließen, geschweige denn explizite. Dass von Toledo beiläufig in Cervantes' Text als von einer Stadt gesprochen wird, in der die heiligen drei Sprachen gepflegt worden seien, ist zwar eine klare Anspielung<sup>73</sup> – aber worauf genau? Und eine so voraussetzungsreiche

---

<sup>72</sup> Ein ›Gegenstück‹  $p_r$  in einer als real ausgezeichneten Welt zu einem ›Stück‹  $p_f$  der fiktionalen Welt ist eine Ähnlichkeitsbildung;  $p_f$  kommen Eigenschaften zu und es gibt ein  $p_r$ , das ähnliche Eigenschaften besitzt; diese ›Ähnlichkeit‹ bildet dann die Grundlage, um  $p_f$  und  $p_r$  zu analogisieren und Eigenschaften von  $p_r$  auf  $p_f$  zu übertragen.

<sup>73</sup> Zum historischen Hintergrund und mit weiteren Hinweisen auf die Forschungsliteratur Yitzhak (Fritz) Baer, *Die Juden im christlichen Spanien*. Berlin 1936, Gabriel Théry, *Tolède, grande ville de la renaissance médiévale, pint de jonction entre les cultures musulmane et chrétienne*. Orán 1944, Louis Cardaillac (Hg.), *Tolède XIII<sup>e</sup>-XIII<sup>e</sup>: Muselmans, chrétiens et juifs – La savoir et la tolérance*. Paris 1992, Linda Martz, *Relations Between Conversos and Old Christians in Early Modern Toledo: Some Different Perspectives*. In: Mark D. Meyerson und Edward D. English (Hg.), *Christians, Muslims, and Jews in Medieval and Early Modern Spain: Interaction and Cultural Change*. Notre Dame 1999, S. 220-240. Zu Toledo als Übersetzungsmetropole u.a. Manuel Alonso, *Notas sobre los traductores toledanos Domino Gundisalvo y Juan Hispano*. In: *Al-Andalus* 8 (1943), S. 155-188, Id., *Traducciones del árabe et latín de Juan Hispano (Ibn Dāwūd)*. In: *Al-Analus* 17 (1952), S. 129-151, Mariano Brasa Díez, *Traducciones y traductores toledanos*. In: *Estudios filosóficos* 23 (1974), S. 129-137, Id., *Las traducciones toledanas como encuentro de culturas*. In: Jorge M. Ayala (Hg.), *Actas del V Congreso Internacional de Filosofía Medieval*. Tom. I. Madrid 1979, S. 589-596, Douglas M. Dunlop, *The Work of Translation at Toledo*. In: *Babel* 6 (1969), S. 55-59, Juan Francisco Rivera, *Los traductores toledanos*. In: Augustin Fliche und Victor Martin, *La Historia de la Iglesia*. Vol. XIV. Valencia 1973, S. 601-612, José S. Gil, *La Escuela de Traductores de Toledo y sus colaboradores judíos*. Toldedo 1985, Jacques Huré (Hg.), *Tolède (1085-1985): Des traductions médiévales au mythe littéraire*. Paris 1989, Serfin Vegas, *La Escuela de Traductores de Toledo en la historia del pensamiento*. Toledo 1998, Bruce Rosenstock, *New Men: „Converso“s“, Christian Theolog, and Society in Fifteenth-Century Castile*. London 2002. Die Nennung von Cordoba wäre für die Pflege des Hebräischen wohl einschlägiger gewesen, hierzu Carlos del Valle Rodríguez, *La Escuela Hebrea de Córdoba. Los orígenes de la Escuela filológica hebrea de Córdoba*. Madrid 1981. Zum Hintergrund María Rosa Menocal, *The Ornament of the World: How Muslims, Jews, and Christians Creeted a Culture of Tolerance in Medieval Spain*. Boston,

Logik, die daraus einen Schluß auf Don Quijotes Glauben erlaubt, gibt es glücklicherweise weder für reale noch fiktionale Welten.

Noch als Hidalgo läßt der spätere Don Quijote den Eßtisch sonntags regelmäßig so stellen, daß er just unter den Augen seiner Nachbarn speist. Das, was er ißt, hat einen metaphorischen Namen, der im Spanischen nicht mehr ohne weiteres verständlich ist – *duelos y quebrantos*, Leiden und (Herz)Zerbrechen. Die Forschung hatte zumeist Wichtigeres zu tun, um den *Don Quijote* als ein epochales Werk zuzurüsten, als solchen Fragen nachzugehen – und mehr denn je sieht man in solchen Verständnisfragen nur philologische *nugae*. Ich mache die Geschichte kurz. Die philologische Forschung konnte zeigen, daß Antón de Montoro, ein in der Zeit der populärer spanischer Dichter geringeren Ranges, aber ein Neuchrist jüdischer Herkunft, in einem Gedicht eine Auflösung bietet: Der Ausdruck gibt das Gefühl wieder, das einen vom Glauben seiner Vorfahren innerlich noch nicht gelösten Juden erfaßt, wenn er bestimmte, nicht koschere Nahrung zu sich nimmt; die er gleichwohl ißt, um seine christlichen Nachbarn von seinem neuen Glauben zu überzeugen.<sup>74</sup> Getrost kann ich es

---

New York und London 2002, wobei der Ausdruck ‚Toleranz‘ im modernen Verständnis passt nicht sonderlich für die beschriebenen Phänomene. Zudem Richrad J. H. Gotthell, *The Jews and the Spanish Inquisition (1622-1721)*. In: *The Jewish Quarterly Review* 15 (1903), S. 182-250.

<sup>74</sup> Vgl. Bruce W. Wandropper, *Duelos y quebrantos*, Once Again. In: *Romance Notes* 20 (1979/80), S. 413-417, auch Id., *An Apology for Philology*. In: *MLN* 102 (1987), S. 176-190, hier S. 187/88. – Die Frage nach einem verborgenen jüdischen Bedeutungsgehalt des *Don Quijote* ist schon früher gestellt worden, so bei Dominique Aubier, *Don Quichotte, prophète d’Israël*. Paris 1966, ferner Leandro Rodríguez, *Don Miguel, judío de Cervantes*. Santander 1978 (dazu weitere Schriften dieses Juristen), Ruth Reichelberg, *Don Quichotte ou le roman d’un Juif masqué*. Paris 1999, José Faur, *Don Quichotte: un talmudiste au passé souillé*. In: Shmul Trigano (Hg.), *Le Juif caché: marranisme et modernité*. Paris 2000, S. 159-168, Michael McGaha, *Is There a Hidden Jewish Meaning in Don Quixote*. In: *Cervantes: Bulletin of the Cervantes Society of America* 24 (2004), S. 173-188. Freilich finden sich etwa für eine so steile These, daß Cervantes’ Werk ein Kommentar des Zohar sei, nicht mehr als allegorische Ausdeutungen oder etymologische Lautähnlichkeiten zum Hebräischen. Unklar ist zudem, aus welchen Quellen der wohl nicht des Latein, geschweige denn des Hebräischen oder Aramäischen hinlänglich mächtige Cervantes geschöpft haben könnte. Die Vermutung, er selbst sei ein *cristiano nuevo* gewesen, ließ sich bislang nicht hinlänglich erhärten. Das *duelos-y-quebrantos*-Beispiel, philologisch wohl der stärkste Beleg, scheint – wenn ich es richtig sehe – keine Rolle in den genannten Interpretationen zu spielen. Darauf eingeht auch nicht die Untersuchung von Augustín Basave Fernández del Valle, *Filosofía del Quijote. Un estudio de antropología axiológica* [1959]. Monterrey 2005.

Ihrer Phantasie überlassen, was sich daraus für den Roman, seiner verkehrten Welt und so weiter, alles machen ließe.

Mir geht es nur um einen Punkt: Das Beispiel zeigt, daß eine vermeintlich sinnlose Frage – also, ob Don Quijote in der fiktionalen Welt ein Marrano ist – diesen Charakter durch ein kleines Wissens-Atom über die reale Welt verlieren kann.<sup>75</sup> Dabei ist es nicht wichtig, wie diese Frage letztlich beantwortet und welche Bedeutsamkeit der Antwort beigemessen wird: *Sinnlose* Frage sind solche, zu deren Beantwortung man über kein in irgendeiner Hinsicht relevantes Wissen verfügt. Davon jedoch zu unterscheiden sind irrelevante Antworten. *Irrelevant* ist die Antwort auf eine in diesem Sinn sinnlose, aber auch sinnvolle Frage, wenn sie interpretationsneutral ist. Nicht alle sinnvollen und sogar nicht alle Fragen, die sich angesichts einer fiktionalen Welt beantworten lassen, müssen als Antworten für die *Interpretation* der fiktionalen Darstellung relevant sein. Das Verfügen über ein Wissen ist mithin immer mit einem Zeitindex auszustatten.

Obwohl der Verfasser einer fiktionalen Darstellung zugleich der Schöpfer ihrer fiktionalen Welt ist, er seinen Leser an seinem privilegierten Zugang teilnehmen lassen kann und man daher über eine fiktionale Welt ein Wissen erlangen kann, das einem im Blick auf die als real angenommenen Welt in der Regel verwehrt bleibt, besagt meine erste Grundannahme: *Die ontologische Welt einer fiktionalen Darstellung besitzt immer geringere Mächtigkeit denn die als reale ausgezeichnete Welt.* Wichtiger aber ist, daß sie zugleich betont, *daß der Grenzverlauf dieses ›Mangels‹ ein Resultat des Entdeckens in der fiktionalen Welt ist,* genauer gesagt: Es gibt immer Fragen, womöglich unbegrenzt viele, die hinsichtlich einer fiktionalen Welt zu stellen sinnlos sind. Sie lassen sich aber nicht direkt benennen, sondern nur einkreisen, indem man entdeckt, wie man den Kreis der sinnvollen Fragen und relevanten Antworten ausweitet.

---

<sup>75</sup> Das Beispiel dürfte auch einem Kriterium der Grenze dessen widerstreiten, worüber eine fiktionale Darstellung spricht, wie es Rudolf Haller (implizit) anzunehmen scheint, wenn es bei ihm heißt, vgl. Id., *Wirkliche*, S. 76: »[...] Ob Eduard – in der Geschichte, die Goethe erzählt – an jenem Aprilmittag, von dem am Beginn der Wahlverwandtschaften die Rede ist, ein grünes Halstuch getragen hat oder nicht, wissen wir nicht und können wir nicht wissen, weil im Text von keinem Halstuch die Rede ist.« Oder Thomas Pavel, *The Borders of Fiction. In: Poetics Today* 4 (1983), S. 83-88, hier S. 83: »This question [scil. die nach der Anzahl der Kinder von Lady Macbeth] is impossible to answer; radically impossible, since no progress of science would ever clarify the situation.«

Angenommen, Sie haben eine fiktionale Nero-Erzählung; ferner sei angenommen, es fehlt jegliche Überlieferung in der als real angesehenen Welt, ob Kaiser Nero ein Muttermal in der Gestalt einer züngelnden Flamme auf seinem Rücken gehabt hat – und für bestimmte Erklärungen nichtkausalen Typs seines Handelns könnte das sogar wichtig sein. Zudem sei angenommen, daß die Mikrobiologie sich so entwickelt habe, daß aus wenigen, aber sicher zuschreibbaren Genspuren Neros sich diese Frage beantworten läßt – *for the sake of the example*: natürlich mit einem *Ja*. Hat dann in der erzählten fiktionalen Welt der Nero, der einen Gegenpart in der realen Welt besitzt, ebenfalls dieses flammende Muttermal? Wenn die Antwort *allein* aus einem Wissen über die reale Welt gewonnen ist, dann besitzt der Nero der fiktionalen Darstellung das Muttermal nicht. Mein zweites Beispiel macht die Pointe vielleicht noch deutlicher. Angenommen, in einer älteren Erzählung tritt ein Mathematiker auf, von dem es heißt, ihm sei ein (gültiger) Beweis des Fermatschen Theorems gelungen. Freilich wird niemand überrascht sein, in dieser Erzählung nichts oder nur wenig über den Beweis selbst zu erfahren.

Die fiktionale Welt besteht in der Tat aus einem Mathematiker, der einen Beweis für das Fermatsche Theorem gefunden hat, aber dieser Beweis selbst ist kein Bestandteil der fiktionalen Welt. Für den Nichtmathematiker (aber wohl auch für nicht wenige Mathematiker) ist dieser Beweis zwar Teil ihrer realen Welt, aber nicht deshalb, weil sie ihn nachvollziehen könnten, sondern weil sie einem entsprechenden Es-gibt-Satz mit guten Gründen in der realen Welt zustimmen können. Es geht um einen Beweis dafür, daß die Gleichung  $a^n + b^n = c^n$  bei  $n$  größer als 2 keine nichttriviale ganzzahlige Lösung besitzt. In der üblichen ›sprachlichen‹ Darstellungsweise der Mathematiker umfaßt der von Andrew Wiles vorgelegte Beweis 130 Druckseiten. Der Beweis, von dem Fermat gesagt hat, er verfüge über ihn, er passe aber nicht auf den schmalen Rand einer Druckseite, dürfte mit Sicherheit nicht der von Wiles sein – und nicht allein wegen seiner Länge, sondern aufgrund eines Wissens der modernen Zahlentheorie, über das Fermat nicht verfügen konnte. Da aber in allen anderen vergleichbaren Fällen Fermats Behauptungen über seine Beweise sich im Nachhinein bestätigen ließen, dürfte sein



›Beweis‹ entweder fehlerhaft gewesen sein oder zu den erstaunlichsten Dingen in der realen Welt gehören.

Die fiktionale Ontologie mit diesem Beweis zu bestücken hieße, mit ihr wie mit einer realen umzugehen. Fiktionale Welten sind löchrige Welten, aber deshalb nicht unbedingt fragile Gebilde. Mithin: Jede fiktionale Welt ist im Blick auf eine beliebige als real ausgezeichnete Welt unvollständig. Jede nichtfiktionale Darstellung ist im Blick auf die als reale ausgezeichnete Welt, auf die sie sich bezieht, unvollständig (›unbestimmt‹ oder ›vage‹). Jede nichtfiktionale Darstellung kann im Blick auf die als real ausgezeichnete Welt vervollständigt werden, ohne freilich hierin einen Abschluß zu finden.<sup>76</sup>

Allerdings kann zu jeder nichtfiktionalen Darstellung eine Welt imaginiert werden, die sich grundsätzlich aus realweltlichen Gegenständen bestücken ließe und die gleichwohl in einem gewissen Sinn als ›überevullständig‹ im Blick auf diese Darstellung erscheint. Nur ein einfaches Beispiel. Angenommen, zur Illustration findet sich in einem wissenschaftlichen Text eine (zweidimensionale) Kreisdarstellung. Man könnte nun auf den Gedanken kommen, sich zu fragen, was sich *hinter* diesem Kreis befindet – anders formuliert: Welcher dreidimensionale Körper hat zu *dieser* Kreisprojektion geführt und hält sich gleichsam hinter dem zweidimensionalen Gebilde verborgen?

---

<sup>76</sup> Ich kann hier nicht auf die Abhängigkeit der fiktionalen Welten von ihren fiktionalen Darstellungen unter dem Gesichtspunkt der Unterschiede zu anderen ›fiktionsähnlichen Gebilden‹ eingehen – etwa dem immer wieder herangezogenen Satz aus Russells *On Denoting* »The present king of France is bald«. Hierbei handelt es sich um einen *Beispielsatz*, der sich zwar in einer bestimmten Darstellung eingelagert findet, doch ist diese Darstellung von der Art, daß jede (weitere) Frage nach Eigenschaften des französischen Königs, die sich bei einer fiktionalen Darstellung hinsichtlich der ›Charaktere‹ oder ›Figuren‹ stellen ließen, von vornherein sinnlos ist. Dieses Exempel für einen nichtexistierenden Gegenstand, mit dem das exemplifiziert werden soll, was die Darstellung ihm zuweist, findet sich denn auch nicht in einer Darstellung, die gemeinhin als fiktional gilt. Wenn man so will, dann handelt es sich um einen in der Darstellung isolierten Satz, der keine Textumgebung besitzt, der man etwas über irgendeine andere Eigenschaft eines fiktionalen französischen Königs entnehmen könnte. Ein anderes Beispiel sind mathematische Darstellungen. Eine interpretierende Darstellung  $I(D_F^*)$  gilt gemeinhin als eine Darstellung, die ›über‹  $D_F^*$  spricht (genauer über ein Vorkommen von  $D_F$ ) oder über die fiktionale Welt von  $D_F^*$ . Eine mathematische Darstellung  $D_{M^{**}}$  kann zwar auch ›über‹ eine andere mathematische Darstellung  $D_{M^*}$  sein, aber in der Regel über einen ›mathematischen Bereich‹ oder zu einer ›mathematischen Theorie‹, die unabhängig ist von einer ihrer spezifischen Darstellungen. Die mathematische Darstellung ähnelt denn auch in dieser Hinsicht eher einer weiteren fiktionalen Darstellung  $D_{F^{**}}$  mit Blick auf  $D_F^*$ .

Wohlgemerkt, es soll in der Darstellung keinen Hinweis geben, daß der verwendete Kreis aus der Projektion eines dreidimensionalen Körpers entstanden ist. Doch wenn man dieses als Kreis verwendete Zeichen als eine zweidimensionale Projektion auffaßt, dann gibt es unbegrenzt viele dreidimensionale Körper, die sich hinter diesem Kreis verbergen können: ein Zylinder, ein Kegel, eine Kugel. Ohne Frage *kann* dieser Kreis alle die Projektionen *bedeuten* – und noch grenzenlos mehr.<sup>77</sup>

Doch die fiktionalen Welten sind nicht nur immer unvollständig(er), sondern sie können, wenn auch nur in einem sehr bestimmten Sinn eine ›größere Fülle‹ besitzen als die als real ausgezeichnete Welt. Angenommen, eine als real angesehene Welt besitzt einen sie strukturierenden *ordo*. Eine nichtfiktionale Darstellung dieser realen Welt (bzw. eines ihrer Ausschnitte) kann diesem *ordo* – etwa als *ordo temporum* oder *ordo historiae* der realen Welt – folgen oder aber von diesem *ordo naturalis* in Gestalt eines *ordo artificialis* abweichen – und sich dabei gleichwohl auf diese Welt beziehen. Wie verhält es sich in dieser Hinsicht bei der fiktionalen Welt? Eine aus einer fiktionalen Darstellung aufgebaute fiktionale Welt kann ebenfalls einen sie strukturierenden *ordo* besitzen, der ähnlich zum *ordo naturalis* in der als real ausgezeichneten Welt einen *ordo temporum* darstellen kann, der dann als *ordo naturalis* der fiktionalen Welt gelten könnte. Angenommen, die fiktionale Darstellung selber folgt nicht einem solchen *ordo*

---

<sup>77</sup> Kaum zu überbieten scheint die aus dem Kreis der sprachmystischen Vorstellungen der Sekte der Bektaschije über den ›Punkt‹ gemachte Aussage, zitiert nach Georg Jacob, *Die Bektaschije in ihrem Verhältnis zu verwandten Erscheinungen*. München 1909 (= *Abhandlungen der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften, Philos.-philol. Klasse, Bd. XXIV, III. Abt.*), S. 49: »Alle Geheimnisse Gottes stehen in himmlischen Büchern, der Inhalt dieser im Qorân, der des Qorân in der 1. Sûre, die dieser Sûre in dem ersten Verse (d.h. im Bismillâh), der dieses Verses in dessen erstem Buchstaben [...], der dieses Buchstabens in dem unten stehenden Punkt.« Ein anderes Beispiel bietet Walter Blumenfeld, *Verstehen und Deuten. Ein Beitrag zur Theorie der Hermeneutik*. In: *Jahrbuch für Philologie* 3 (1927), S. 18-34, S. 81-100 und S. 145-170, hier S. 162 zum »Sinn« der »geraden Strecke«. Auf dem hinreißenden Titelbild der *Tabulae Rudolphinae* sind zehn unterschiedlich gestaltete Säulen zu sehen. Die gezählten Säulen ließen sich als Exemplifikation der Zehnzahl auffassen und – wie geschehen – einer zahlenmystischen Ausdeutung unterwerfen. Nun enthält das Bild neben den zehn ohne Zweifel noch zwei *unsichtbare* Säulen; freilich nur dann, wenn man nicht nur Sehen, sondern auch Lesen kann, nämlich nach Ausweis des beigegebenen hexametrischen Erklärungsgedichts; hierzu erhellend Arwed Arnulf, *Das Titelbild der Tabulae Rudolphinae des Johannes Kepler. Zu Entwurf, Ausführung, dichterischer Erläuterung und Vorbildern einer Wissenschaftsallegorie*. In: *Zeitschrift des deutschen Vereins für Kunstwissenschaft* 54/55 (2000/01), S. 177-198.

*naturalis*, sondern irgendeinem *ordo artificialis*. Daß die Reihenfolge, in der die fiktionale Welt sich präsentiert, bedeutsam (für die Interpretation) ist oder sein kann, steht außer Frage – wie das im übrigen auch bei nichtfiktionalen Darstellungen der Fall sein kann.

Gleichwohl kann ein Unterschied bestehen: Zu dem aus der fiktionalen Darstellung gewonnenen, ihre Welt strukturierenden *ordo naturalis* kann zudem der *ordo artificialis* dieser Darstellung hinzukommen, und zwar als gleichberechtigter *ordo*. Dieser *ordo* resultiert aus der (linearen) Abfolge, durch die sich in der Darstellung die fiktionale Welt (beim Lesen) sukzessive aufbaut, wenn beispielweise Simultanes, Gleichzeitiges sukzessive einzuführen ist.<sup>78</sup> In ein und derselben fiktionalen Welt können somit zwei Ordnungen Bestand haben, die sich in komplizierter Weise ineinander verschränken und die beide aus der fiktionalen Darstellung hervorgehen: der *ordo naturalis* und der *ordo creationis* der fiktionalen Welt.<sup>79</sup> Solange wie *ordo naturalis* und *ordo creationis*, wenn sie denn unterschieden werden,<sup>80</sup> in der als real ausgezeichneten Welt zusammenfallen, *kann* in dieser Hinsicht eine fiktionale Welt eine größere ›Fülle‹ besitzen als eine als real ausgezeichnete.

Meine *zweite Grundannahme* für die Zugänglichkeit fiktionaler Welten besagt, daß nicht alles Wissen, über das man hinsichtlich der als real ausgezeichneten Welt verfügt, für die Zugänglichkeit einer fiktionalen Welt relevant sein kann. Die beiden ersten Grundannahmen hängen wie folgt miteinander zusammen: Während die erste nur sagt, es gibt bezogen auf eine fiktionale Welt Fragen, die ihrer ontologischen Ausstattung

---

<sup>78</sup> Empirisch-psychologische Untersuchungen, die von der Versuchsanordnung her sich auf die Aufnahme von Informationen beim sukzessiven Aufbau der fiktionalen Welt im Zuge der Lektüre übertragen ließen, sind von vornherein wenig ergiebig für das Erhellen des professionellen Interpretierens, bei dem die Fixierung der Variablen der Zeit und des Wissens wohl immer nur zu ›ökologischen Fehlschlüssen‹ führt.

<sup>79</sup> Im Blick auf die »Personenkonstitution« in einer fiktionalen Darstellung scheint das auch Herbert Grabes, *Wie aus Sätzen Personen werden ... Über die Erforschung literarischer Figuren*. In: *Poetica* 10 (1978), S. 405-428, insb. S. 426/27, für wichtig zu halten, ohne allerdings daraus Konsequenzen für den Aufbau der fiktionalen Welt und anderer Aspekte der Interpretation zu ziehen. Zum »Aufbau der Figur« erhellend Fotis Jannidis, *Figur und Person: Beitrag zu einer historischen Narratologie*. Berlin/New York 2004, S. 197-235.

<sup>80</sup> Die *Genesis* bietet den göttlichen Schöpfungsakt in einem *ordo temporum*, wohingegen der *ordo creationis* der göttlichen Schöpfung zeitindifferent wäre.

wegen zu stellen sinnlos sind (auch wenn wir nicht sicher wissen, wo die Grenzen verlaufen); sagt die zweite, daß das selbst dann der Fall sein kann, wenn sich diese Fragen auf Gegenstände oder Konstellationen beziehen, die nicht nur ihre Gegenstücke in der als real ausgezeichneten Welt besitzen, sondern sich sogar die entsprechenden Fragen für die reale Welt mittels unseres Wissens beantworten lassen. Anders als bei der ersten Grundannahme und dem in ihr festgehaltenen immer vorhandenen, aber nicht direkt bestimmbar ontologischen Mangel fiktionaler Welten, läßt sich bei der zweiten mehr über das Wissen sagen, das als irrelevant anzusehen ist, indem sich bei den relevanten Informationen eher die Grenze bestimmen läßt als bei der ontologischen Unvollständigkeit.

Der Grund erhellt sich anhand meiner *dritten Grundannahme* zur Zugänglichkeit fiktionaler Welten und zum Umgang mit fiktionalen wie nichtfiktionalen Darstellungen, die gewissermaßen das Herzstück bildet. Es gibt verschiedene intuitive Zugänge zu dieser Grundannahme, aber ich will das abkürzen und gleich zur Kritik an einer bestimmten Intuition kommen, vor der sich dann die dritte Grundannahme als angemessener darstellt – sie ist das damit freilich nicht schon im Blick auf alternative Bestimmungen der Zugänglichkeit fiktionaler Welten. Der Gedanke, der auch meine dritte Grundannahme inspiriert, ist der der Autodeterminiertheit des Zugangs zur fiktionalen Welt, und zwar allein durch die als fiktional angesehene Darstellung. Es gibt eine Reihe von Versuchen, diesen Gedanken schärfer zu fassen; durchweg kann ich mich mit diesen Versuchen nicht anfreunden. Eines dieser Beispiele ist, daß man die Sätze in einer als fiktional angesehenen Darstellung als quasi-analytische Sätze auffaßt, die als wahr gesetzt behandelt werden und die so die fiktionale Welt konstituieren.<sup>81</sup>

Nun ist es offenkundig naiv zu meinen, in einem fiktionalen Text könnten selbst alle (explizit) auftretenden Sätze eines primären Erzählers im Blick auf die autodeterminierte fiktionale Welt als fiktional wahr behandelt werden. Eine Theorie der Zugänglichkeit

---

<sup>81</sup> Eine etwas jüngere, hiermit vergleichbare Auffassung findet sich bei Robert M. Martin und Peter K. Schotch, *The Meaning of Fictional Names*. In: *Philosophical Studies* 26 (1974), S. 377-388, u.a. S. 386: »One of the surprising results of our analysis is that everything [...] said about Hamlet truly, is an analytic truth. [...] *Hamlet*, then amounts to a collection [...] of stipulative definitions.«

fiktionaler Welten, die die Möglichkeit eines unzuverlässigen Erzählers ignorieren muß, ist sicherlich nicht besonders attraktiv. Zumindest mir ist zudem nicht klar, ob es überhaupt einen einzigen *explizit* formulierten Satz in der fiktionalen Darstellung geben muß, den wir als fiktional wahr auffassen müssen, um einen Zugang zu der fiktionalen Welt zu erlangen – vermutlich nicht; dennoch kann es noch bei einer solchen Darstellung eine fiktionale Welt geben. Bereits aus den beiden Unvollständigkeitsannahmen ergibt sich ebenfalls, daß alle Versuche, das Problem durch (gängige) *possible-world*-Konstrukte zu lösen, wenig tauglich sind.

Den Gedanken der Autodeterminiertheit der fiktionalen Welt durch die als fiktional aufgefaßte Darstellung möchte ich so verstehen: *Zu fiktionalen Welten gibt es immer nur einen einzigen Zugang, nämlich über die Interpretation der als fiktional angesehenen Darstellungsgesamtheit* – oder anders formuliert: *Jede Welt, die wir als nichtfiktional, also als reale Welt auffassen, ist multivial, hat also mindestens zwei Zugänge.*

Es gibt hierbei freilich Probleme und Unplausibilitäten, zumindest auf den ersten Blick. Das Geringste der Probleme ist, in welchem Sinn die Beschränkung des Zugangs auf nur *eine* Darstellungsgesamtheit gemeint ist. Fortsetzungsromane oder Serienerzählungen etwa werden dadurch nicht von vornherein ausgeschlossen, auch nicht *l'univers balzacien* als Konstruktion;<sup>82</sup> dann nämlich nicht, wenn man sie als fiktionale Darstellung einer einzigen fiktionalen Welt betrachtet und sie so einen univialen Zugang besitzen. Selbstverständlich kann es kein (Fortsetzungs-)Roman und kein Text eines Autors erzwingen, daß er als ein weiteres Konstituens einer bereits vorliegenden fiktionalen Welt zu sehen ist – das folgt bereits aus der ersten Vorannahme, die zudem nicht ausschließt, daß sich das auch mit fiktionalen Darstellungen unter-

---

<sup>82</sup> Vgl. z.B. Roland Harweg, Sind Richardsons Pamela und Fieldings Shamela ein und dieselbe Person? Ein Beitrag zum Problem der Anzahl fiktiver Welten. In: *Poetica* 11 (1979), S. 343-368, wo die (von mir geteilte) These verteidigt wird, daß es (zunächst einmal) so viele fiktionale (»fiktive«) Welten gibt wie »fiktionale Texte«; einräumend (S. 366), daß Darstellungen ein »Weltkontinuum« bilden können (wie die Sherlock-Holmes-Erzählungen), wird die Möglichkeit von einer »höherstufigen Text- und Werkeinheit« angedeutet im Rahmen eines »delimitativen« Text- und Werkbegriffs, der – hier bin ich allerdings skeptisch – »mit den Methoden und Mitteln der Textlinguistik« zu klären sei.

schiedlicher Autoren unternehmen ließe.<sup>83</sup> Als *ontological commitment* soll diese Auffassung vermeiden, daß das, was eine fiktionale Darstellung an fiktionaler Welt konstituiert, eine vorgängige Existenz besitzt.<sup>84</sup>

Den ›Hamlet‹ gibt es nicht vor ›seiner‹ fiktionalen Darstellung. Wenn es eine weitere fiktionale Hamlet-Darstellung gibt, dann ist diese entweder unabhängig von der ersten, bildet also eine eigene Hamlet-Welt, oder sie ist von ihr abhängig; dann bezieht sich diese zweite Hamlet-Darstellung auf die erste als eine (interpretierte) Darstellung in der *realen Welt*, freilich nicht unbedingt so, daß sie sich als eine Erweiterung der fiktionalen Welt der ersten Hamlet-Darstellung versteht – Namengleichheit oder Ähnlichkeiten sind auch zwischen fiktionalen Welten keine Garanten für Welten-Gleichheit, auch wenn die unähnlichen Gestalten in Tom Stoppards *Rosencrantz and Guildenstern are Dead* ein Wissen zur die Hamlet-Welt oder die in Balzacs *Melmoth réconcilié* zur Welt von *Melmoth the Wanderer* nahelegen. Die Bezugnahme in fiktionalen Darstellungen auf andere fiktionale Darstellungen wie fremde fiktionale Welten ist trotz des zeitweiligen Intertextualitäts-Booms noch immer ein nur spärlich erhellend bearbeitetes Feld recht komplexer intertextueller Relationen.

---

<sup>83</sup> Zu intra- wie intertextuellen Überlegungen zu ›Identitätskriterien‹ für fiktionale ›Charaktere‹ oder ›Figuren‹ Kit Fine, *The Problem of Non-Existents. I. Internalism*. In: *Topoi* 1 (1982), S. 97-140, sowie Amie L. Thomasson, *Fiction and Metaphysics*. Cambridge 1999, S. 55ff, auch Pavel, *Fiction* (Anm. 36), auch Lubomír Doležel, *Possible Worlds and Literary Fictions*. In: Sture Allen et al. (Hg.), *Possible Worlds in Humanities, Arts and Sciences*. New York 1989, S. 221-242.

<sup>84</sup> Dem widerstreiten Autoren, die eine Analyse fiktionaler Existenz à la Meinong unternehmen; einer der profiliertesten ist Terence Parsons, vgl. u.a. Id., *The Methodology of Nonexistence*. In: *Journal of Philosophy* 76 (1979), S. 649-662, Id., *Nonexistent Objects*. New Haven 1980, Id., *Fiktion: Frege vs. Meinong* [engl. zuerst 1982]. In: *Zeitschrift für Semiotik* 9 (1987), S. 51-66, dazu die m.E. überzeugende Entgegnung von Gottfried Gabriel, ›Sachen gibt's, die gibt's gar nicht‹. Sprachanalytische Bemerkungen zur Wiederentdeckung von Meinongs Jenseits durch T. Parsons. In: *Zeitschrift für Semiotik* 9 (1987), S. 67-76, ferner John Woods, *Meinongian Theories of Fictional Objects*. In: *Journal of Literary Semantics* 7 (1978), S. 65-70, zu Parsons, *Nonexistent Objects*. New Haven 1980, Robert Howell, [Rez.] In: *Journal of Philosophy* 80 (1983), S. 163-173, auch Id., *Fictional Objects: How They Are and How They Aren't*. In: *Poetics* 8 (1979), S. 129-177, insb. S. 130-140, Kit Fine, *Critical Review of Parsons' Non-existent Objects*. In: *Philosophical Studies* 45 (1984), S. 95-142; zudem die voluminöse Darbietung von Richard Routley, *Exploring Meinong's Jungle*. Canberra 1980, mit bereits veröffentlichten wie unveröffentlichten Beiträgen.



Ich will weder auf die multiviale Zugänglichkeit der als real ausgezeichneten Welt näher eingehen, noch auf die verschiedenen Träume, diese multiviale Zugänglichkeit univial zu gestalten. Interessanter sind dann Auffassungen, die bestimmte wissenschaftliche Theorien so sehen, daß sie in bestimmter Weise als abgeschlossen erscheinen: Sie gelten als autodeterminiert hinsichtlich der als reale ausgezeichneten Welt (Wirklichkeit). Obwohl es unterschiedliche Rekonstruktionen dieser (vielleicht schlechten) Intuition im Blick auf wissenschaftliche Theorien gibt, versuchen sie mehr oder weniger geglückt, eine Mehrwegigkeit einzubauen – bei der sog. Sneed-Stegmüller-Auffassung wissenschaftlicher Theorien läuft das etwa über das Konzept des ›intendierten Modells‹ (Anwendungsbereichs).<sup>85</sup> Lieber möchte ich mich der Frage zuwenden, was es heißt, daß das Charakteristische des Umgangs mit einer fiktionalen Darstellung darin besteht, daß der durch sie gebotene Zugang univial ist.

Zumindest der Grundgedanke ist alt, wenn auch nicht im Blick auf das Problem der Unterscheidung von fiktional und nichtfiktional entfaltet. Erörtert findet er sich immer wieder in der Theologie, nicht zuletzt anhebend im 16. Jahrhundert: Es ist das Problem des Erzeugens von *conclusiones theologicae* – erstens als *sensus implicitus*, zweitens als *conclusiones mixtae*, bei denen auf *argumenta extranea* zurückzugreifen ist – mit der Frage, wann das so erschlossene Wissen (*conclusiones*) dem Text, in diesem Fall also der Heiligen Schrift, noch selbst angehört oder ihm zuzusprechen ist.<sup>86</sup> Im Hintergrund

---

<sup>85</sup> Von den zahlreichen älteren Standarddarstellungen vgl. Wolfgang Stegmüller, *The Structure and Dynamics of Theories*. New York/Heidelberg/Berlin 1976. Vgl. auch Holger Andreas, *New Account of Empirical Claims in Structuralism*. In: *Synthese* 176 (2010), S. 311-332.

<sup>86</sup> Eine nähere Erörterung des zusätzlichen Wissens, das für die Erzeugung eines *sensus implicitus* (und damit des Aufbaus einer fiktionalen Welt) als zulässig angesehen wird, findet sich nur selten, wenn die Frage nicht ganz ignoriert wird wie etwa bei Peter van Inwagen, *Creatures of Fiction*. In: *American Philosophical Quarterly* 14 (1977), S. 299-308, Terence Parsons, *A Meinongian Analysis of Fictional Objects*. In: *Grazer philosophische Studien* 1 (1975), S. 73-86, Bertolet, *Inferences* (Anm. 44), wo es u.a. lapidar heißt (S. 205): »What I have in mind as the implications of a work of fiction are those things that readers informed of the author and circumstances of composition can reasonably infer from it.« Oder (S. 207): »But where there are no surprises, we may infer and hypothesize at will; within certain limits of course, these limits being set by the story.« Zumindest angesprochen ist die Frage z.B. bei Nicholas Wolterstorff, *Worlds of Works of Arts*. In: *Journal of Aesthetics and Art Criticism* 35 (1976), S. 121-132, insb. S. 127ff, auch Id., *Works and Worlds of Art*. Oxford 1980, S. 129ff. Oft orientieren sich dabei die eher philosophisch ausgerichteten Untersuchungen weniger am professionellen Interpretieren, sondern mehr an Annahmen ›entproblematisierten‹ oder ›naiven‹

des theologischen Problems steht die mehr oder weniger hermeneutisch abgesicherte theologische Beweislehre, nach der eine Aussage genau dann wahr ist, wenn sie sich in einem autoritativen Text als Bestandteil nachweisen läßt. Die Pointe ist, daß sich diese Frage mit einer zweifachen Beschränkung beantworten läßt: zum einen hinsichtlich des zusätzlich herangezogenen Wissens, um das im Text nur Angelegte zu gewinnen; zum anderen hinsichtlich der Schlußfolgerungen selbst, die noch als Teil des Textes gelten können. Wohl nicht zu kühn ist es, wenn man sagt: Ebenso hart wie erfolglos hat man Jahrhunderte mit diesem Problem gerungen. Der Grund für den Mißerfolg scheint letztlich darin zu liegen, daß es sich dabei um eine *Beweislehre* handeln sollte, der fortwährend das Kunststück abverlangt wurde, auch Wissensansprüche und Glaubenssätze mit einem Text zu begründen, in dem sie sich nicht finden. Die Beweislehre war daher immer dann inadäquat, wenn sich mit ihr zu viel aus der Heiligen Schrift beweisen ließ, und immer dann, wenn es zu wenig war. Glücklicherweise scheint dieses Problem beim Umgang mit fiktionalen Darstellungen nicht zu bestehen.

Der Ausdruck ›fiktional wahr‹ wird mithin nicht bezogen auf eine fiktionale Darstellung  $D_F$ , sondern immer auf eine Interpretation dieser fiktionalen Darstellung<sup>87</sup> – und so möchte ich auch den Ausdruck ›fiktionale Welt‹ verstehen.<sup>88</sup> Daß die fiktionale Welt nur einen Zugang über die ihr zugeordnete Darstellung besitzt – der *ordo essendi* der fiktionalen Welt sich durch den *ordo cognoscendi* der fiktionalen Darstellung erzeugt –, bedeutet zunächst, daß bei jedem Erschließen von Bestandteilen der fiktionalen Welt immer eine Annahme wesentlich sein muß, die sich im *sensus*

---

Interpretierens fiktionaler (literarischer) Texte, die mitunter als umgekehrt proportional zu den eingesetzten philosophischen, insbesondere formalen Instrumentarien erscheinen. Nie scheint zudem an die Vorprägung der Fragestellung erinnert zu werden.

<sup>87</sup> So vielleicht auch Peter Lamarque, Reasoning to What is True in Fiction. In: Argumentation 4 (1990), S. 333-346, zudem Id., Fictional Pointe of View. Ithaca 1996, ferner John Koethe, Poetry and Truth. In: Midwest Studies in Philosophy 33 (2009), S. 53-60, Zu weiteren Aspekten Walter Glannon, The Autor's Paradox.. In: British Journal of Aesthetics 28 (1988), S. 239-247, dazu kritisch D. E. B. Pollard, Authors without Paradox. In: ebd. 29 (1989), S. 363-366.

<sup>88</sup> Die Bedenken, die Ruth Lorand, Telling a Story or Telling A World? In: British Journal of Aesthetics 41 (2001), S. 425-443, angesichts des unüberlegten metaphorischen Gebrauchs des Ausdrucks ›world‹ in diesem Zusammenhang, treffen meine Verwendung nicht.

*explicitus* des Textes findet. *Wesentlich* bedeutet hier, daß sich derselbe Schluß mittels des zusätzlichen Wissens nicht ohne diese Annahme ziehen läßt. Das zu bildende Kriterium **KRI** ist in dem Sinn konditional, daß es offen läßt, wie der »explizite« Sinn bestimmt ist und worin er jeweils besteht.<sup>89</sup> Diese Einschränkung ist nicht allein deshalb erforderlich, weil es eine (durchgängig in unzuverlässiger Weise) erzählte fiktionale Darstellung geben könnte. Das Kriterium bestimmt das, was *fiktional wahr* ist, nämlich – sehr vereinfacht gesagt – das, was sich unter seiner Verwendung erzeugen läßt. So wie es jetzt dasteht, ist das Zugänglichkeitskriterium **KRI** allerdings noch zu unbestimmt.

Ich möchte dem zunächst anhand der Frage nachgehen, wie sich die Konflikte mit Annahmen über eine als reale ausgezeichnete Welt erklären lassen, zu denen es trotz der Autodeterminiertheit der fiktionalen Welt im Blick auf die fiktionale Darstellung kommen kann. Als Beispiel soll mir die kleine Erzählung von Leopold Perutz *Nur ein Druck auf den Knopf* dienen. Die Erzählung hat die Form eines Dialogs, bei dem allerdings dem Leser nur die Äußerungen eines der beiden Dialogpartner bekannt sind. Auch wenn sich in dieser Form der Darstellung eine *Analogie* zur fiktionalen Darstellung als univial überhaupt sehen läßt und sich elegant dann das eilfertige Spiel der Selbstbezüglichkeit literarischer Texte spielen ließe, gar noch mit dem dramatischen Effekt, daß meine dritte Grundannahme sich durch einen literarischen Text selbst autorisiere, ist das nicht mein Punkt.

Der ungarische Dialogpartner trifft zufällig in New York einen Landsmann, der ihn offenbar mit dem Verdacht konfrontiert, daß er wegen eines Mordes außer Landes gegangen sei. Die Erzählung ist eine Rechtfertigung, weshalb dieser Vorwurf nicht richtig oder in welchem Sinn er nur berechtigt ist. Im Rahmen dieser Rechtfertigung erfährt man vieles über den Dialogpartner, dessen Rede dem Leser zugänglich ist – so auch, dass er in eine soziale Schicht eingehiratet hat, bei der insbesondere seine Frau erwartet, daß er die ihm

---

<sup>89</sup> Wenn es bei Henri Lauer, *Die Sprache der Fiktion*. In: *Erkenntnis* 24 (1986), S. 343-362, zur Bestimmung von »fiktional wahr« heißt (S. 351), daß für jeden »atomaren Satz  $\Phi$  gilt:  $V(\Phi) = W[\dots]$  dann und nur dann, wenn  $\Phi[\dots]$  im fraglichen Werk vorkommt«, so wird dem Wörtchen »vorkommen« ein Gewicht aufgebürdet, das es ohne Klärung sicher nicht tragen kann. □

fehlende Bildung sich außerhäusig in Vortragsabenden verschafft. Nachdem er sich, wie es heißt, schon mit Problemen von »Renaissance, Atavismus, Kommunismus« befaßt hat, über die sich seine Frau nicht zuletzt mit dem Hausfreund Dr. Maurus Keleti ergeht, reicht nach Meinung seiner Frau seine Bildung noch nicht aus, denn da gebe es noch »indische Philosophie, Astralleib, Seelenwanderung, Materialisation«, die auch in Angriff zu nehmen seien.

Zwar ist die einzige Quelle des Lesers skeptisch bei den spiritistischen Sitzungen – so auch bei einer, bei der es um die Herbeirufung Verstorbener geht. Wenn die Reihe an ihm ist, sich eine Materialisation zu wünschen, wählt er nicht einen bereits Verstorbenen, sondern den besagten Dr. Keleti, der auch tatsächlich erscheint, was dem Erzähler zunächst zur Annahme eines Betrugs veranlaßt, die er auch offen ausspricht. Ob solchen Zweifels von den Anwesenden hinauskomplimentiert, eilt er zur Wohnung des Dr. Keleti. Als er eintrifft, findet er den Doktor »ohne Rock und Weste, mit verzerrem Mund«, bei ihm eine Frau, von der es heißt: »Und sie, sie lag ohnmächtig auf dem Sofa, mit aufgelöstem Haar.« Die Verminung eines Hafens, bei der man aus großer Entfernung mittels einer *Camera obscura*, die das Bild des Hafens auf den Tisch wirft, über Druckknöpfe die Minen zünden kann und man dabei – wie es heißt – nicht »zielen, sondern nur auf den Knopf drücken« mußte, um ein Schiff zu versenken, ist das Bild seiner Schuld am Tod Dr. Keletis. Nur indem er ihn bei der spiritistischen Sitzung herbeirufen ließ, habe er seinen Tod verursacht.

Nicht interessieren mich an dieser Stelle die komplizierten Fragen der Zurechenbarkeit der Schuld bei indirekten Tötungsakten oder gar, den Text als Ausdruck der Veränderung der bei vielen Tieren angeborenen Tötungshemmung zu deuten, die beim Menschen weniger ausgeprägt gegeben sein soll und die so denn auch der vergleichsweise nur geringen Gefährlichkeit seiner natürlichen Waffen angepaßt sei, die aber verheerende Folgen habe, wenn ihm künstliche Waffen in die Hand gegeben werden – weittragende Waffen, deren Einsatz nicht durch direkten Kontakt mit den Opfern, ihren Schmerzen, ihrem Flehen oder ihren Unterwerfungsgesten beeinflußt

wird, also durch keine instinktiven Hemmungen mehr beschränkt sind, sondern nur durch Imagination.<sup>90</sup> Wichtiger ist etwas anderes.

*Explizit* drückt der Erzähler die Ansicht aus, daß es bei der spiritistischen Sitzung genau so gewesen ist, wie er es erzählt hat, und *implizit* widerspricht er damit der in seinen Wiedergaben für den Leser angelegten Vermutung, daß es sich bei der Frau, die er bei Dr. Keleti ohnmächtig antrifft, um seine eigene Frau handelt; und die Beschreibung der Situation deutet auf sexuelle Handlungen. Es gibt zwei Optionen: Entweder ist die erzählte spiritistische Sitzung so verlaufen, wie es der Dialogpartner als einziger Zeuge berichtet, dann ist sie Teil der fiktionalen Welt, oder nicht, dann aber sind die angelegten Hinweise allein nicht ausreichend, um in anderer Weise die fiktionale Welt zu konstruieren, in der er seine Frau *in flagranti* erwischt hat und im Affekt den Dr. Keleti tötet. Erforderlich ist ein spezielles Wissen, das man einer als real ausgezeichneten Welt entnehmen muß und das mit dem, was der Dialogpartner explizit sagt, konfligiert. Zugleich ist das Szenario überaus subtil gestaltet, denn der ganz offenkundige Zweifel, den der Erzähler gegenüber spiritistischen Sitzungen von sich preis gibt, beruht auf einem klassischen Mittel des Erzeugens von Glaubwürdigkeit: Ein Urteil desjenigen, der als nicht leichtgläubig oder sogar als mißtrauisch gilt, besitzt größere Glaubwürdigkeit, wenn er gegen sein eigenes Mißtrauen zu urteilen sich gezwungen sieht.

Doch dieser Konflikt ließe sich als nur scheinbar auflösen, wenn man in dem Erzähler trotz des Szenarios der Glaubwürdigkeit einen unglaubwürdigen, unzuverlässigen Erzähler sieht. Daraus folgt nicht allein, daß nicht jede Aussage, die explizit in einer fiktionalen Darstellung Verwendung findet, für den Erweiterungsschluß zum Aufbau einer fiktionalen Welt herangezogen werden darf, sondern auch, daß bestimmte Annahmen, zu denen man allein über ein Wissen über die reale Welt Zugang hat, erforderlich sind, um den *sensus* einer fiktionalen Darstellung gegen ihren *sensus explicitus* zu ermitteln.

---

<sup>90</sup> Ich spiele hier an auf den berühmten Aufsatz von Konrad Lorenz, Über das Töten von Artgenossen. In: Jahrbuch der Max-Planck-Gesellschaft 1955, S. 105-140.

Vielleicht finden sich in der Erzählung von Perutz hinreichend Hinweise (also vor allem Widersprüche), die zusammen mit Kriterien für die Interpretation auf einen ungläubwürdigen Erzähler zu schließen erlauben.<sup>91</sup> Doch angenommen, das sei nicht der Fall; dann bleibt eine weitere Option, die ich nur kurz darlegen kann, um eine ›Wahrheit‹ der fiktionalen Welt der Erzählung von Perutz zu erschließen, die ihren expliziten Darlegungen widerstreitet und den Erzähler nicht nur ungläubwürdig erscheinen läßt, sondern die ihm auch zuzuschreiben ist (er also lügt oder er dieses Wissen ›verdrängt‹ hat). Dieses Wissen stammt aus einem Wissen über die als real angenommene Welt, und ausschlaggebend dafür, daß es dem Dialogpartner gegen seine expliziten Äußerungen zugeschrieben werden kann, ist, daß es sich einer Instanz zuweisen läßt, die als konstruierter ›primärer Erzähler‹ (*fictional author*) Teil der fiktionalen Welt ist oder dem ›realen Erzähler‹ selbst. Beide Zuschreibungen unterscheiden sich allerdings: Dem ›primären Erzähler‹ schreibt man die betreffende Auffassung als seine Ansicht zu und nimmt sie als Teil der fiktionalen Welt; dem ›realen Erzähler‹, also dem ›Autor‹, schreibt man die betreffende Überzeugung als seine Ansicht über die von ihm als real angesehene Welt zu und zugleich die Absicht, daß der Leser sie auch für die fiktionale Welt annehmen soll.

Nun gibt es offensichtlich fiktionale Darstellungen, bei denen zumindest eine nicht erschlossene Aussage nicht nur in der ihr zugewiesenen fiktionalen Welt wahr sein soll, sondern auch in der realen des Lesers. Das Wissen über das, was als reale Welt angesehen wird, wäre dann nicht allein im oben gemeinten Sinn relevant, sondern es *muß* zumindest eine Aussage in der fiktionalen Darstellung auch in der realen Welt wahr sein; wäre sie das nicht, würde die fiktionale Darstellungen bestimmte Eigenschaften auch nicht besitzen, die sie für ihre Rezipienten gerade auszeichnen soll. Das ließe sich beispielsweise annehmen bei Hochhuths »christlichem Trauerspiel« *Der Stellvertreter* mit erfundenen Personen, Begebenheiten und Dialogen, das zugleich

---

<sup>91</sup> Hierzu mit weiteren Aspekten Lutz Danneberg, Der Judas des Leonardo als Kritik an Leonardo da Vinci. Leo Perutz' Stellungnahme zur Hierarchie der Sinne und zum Wettstreit der Künste. In: *Scientia Poetica* 19 (2014), S. 160-226; wesentlich erweiterte Fassung: <http://fheh.org/wp-content/uploads/2016/07/PerutzDruckErg-2.pdf>.



versehen ist mit »historischen Streiflichtern«, durch welche die ›Tatsächlichkeit des Geschehens‹ im Blick auf das Verhalten von Papst Pius XI und XII. angesichts des Aufkommens des Faschismus und der nationalsozialistischen Massenvernichtung aufgezeigt wird,<sup>92</sup> oder – als jüngeres Beispiel – bei Michael Frayns *Kopenhagen* hinsichtlich der Absichten Heisenbergs bei seinem Treffen mit Bohr in Kopenhagen.<sup>93</sup> In beiden Fällen hat es im direkten Anschluß sogar die wissenschaftshistorische Forschung auf den Plan gerufen, bestimmte Aussagen des Stücks zu erhärten oder zu widerlegen.<sup>94</sup>

---

<sup>92</sup> Grundsätzlich (ohne entsprechendes Hintergrundwissen) ließe sich auch dieser, in der Lesefassung an das Stück angehängte Teil als eine fiktionale Darstellung auffassen – ebenso wie die »Notes« in T.S. Eliots *Waste Land* oder in die bibliographische »Nachbemerkung« in Peter Weiss' *Die Ermittlung*.

<sup>93</sup> Über die Reaktionen und die Forschungsanstöße informiert ausführlich die Internetseite des Niels-Bohr-Archivs.

<sup>94</sup> Zur Auseinandersetzung um das Stück Jan Berg, Hochhuths ›Stellvertreter‹ und die ›Stellvertreter‹-Debatte. ›Vergangenheitsbewältigung‹ in Theater und Presse der sechziger Jahre. Kronberg/Ts. 1977. – Zur wissenschaftlichen Arbeit u.a. John Cornwell, Papst Pius XII. – der Papst, der geschwiegen hat. München 1999, Pierre Blet, Papst Pius XII. und der Zweite Weltkrieg. Aus den Akten des Vatikans [Pie XII: et la Seconde Guerre mondiale d'après les archives du Vatican, 1997]. Paderborn 2000, Robert S. Wistrich, The Vatican and the Shoah. In: *Modern Judaism* 21 (2001), S. 83-107. Stewart A. Stehlin, Päpstliche Diplomatie im Zweiten Weltkrieg: Pius XII., Deutschland und die Juden. Wolnzach 2002, sowie Jose M. Sanchez, Pius XII. und der Holocaust. Anatomie einer Debatte [Pius XII and the Holocaust, 2002]. Paderborn 2003, Id., Papst Pius XII. und der Holocaust. Überlegungen zu einer Kontroverse. In: *Historisches Jahrbuch* 122 (2002), S. 521-529. Zu der Frage, nicht zuletzt aufgrund des Freigabe der den Nationalsozialismus betreffenden Akten des *Archiv der Kongregation für die Glaubenslehre*, weshalb die von Pius XI. geplante Anti-Rassismus-Enzyklika, nicht zuletzt als *damnatio* von Hitlers *Mein Kampf*, nicht zustande gekommen ist, Dominik Burkhard, Die Bergpredigt des Teufels. Keine Gnade vor den Augen des Vatikans: Zur Indizierung von Rosenbergs »Mythus des 20. Jahrhunderts«. In: FAZ Feuilleton, Nr. 73, Donnerstag, 27. März 2002, S. 48, jetzt Id., Häresie und Mythus des 20. Jahrhunderts. Rosenbergs nationalsozialistische Weltanschauung vor dem Tribunal der Römischen Inquisition. Paderborn 2005, Id., -: Alois Hudal – ein Anti-Pacelli? Zur Diskussion um die Haltung des Vatikans gegenüber dem Nationalsozialismus. In: *Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte* 59 (2007), S. 61-89, Id., Pius XII. und die Juden. Christ in der Gegenwart 61 (2009), S. 25-26, Id., Texte, die nie erschienen. Pius XII. und die Juden T. 2: Vatikanische Vorhaben zur Verurteilung des Nationalsozialismus. In: ebd., S. 33-34, Id., Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Pius XII und die Juden T. 3. In: ebd., S. 41-42, ferner Hubert Wolf, Vertagt auf unbestimmte Zeit. In: FAZ Feuilleton, Nr. 87, 12. April 2003, S. 8, Id., Papst & Teufel. Die Archive des Vatikans und das Dritte Reich. 2. Durchgesehene Auflage. München 2008. Vgl. auch Saul Friedländer, Pius XII und das Dritte Reich. Mit einem aktuellen Nachwort. München 2011, sowie dazu die Besprechung von Klaus Kühlwein <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-4-068> mit weiteren Hinweisen auf die Forschung. Zur amerikanischen Rezeption und Diskussion

Auf den ersten Blick scheint das der vorgestellten Konzeption von Fiktionalität zu widerstreiten, genauer gesagt: der Homogenität von textuellen Ganzheiten unter der Klassifikation von ›fiktional‹ und ›nichtfiktional‹. Doch das muß nicht unbedingt der Fall sein. Eher handelt es sich bei den Beispielen um die Frage, was man für ein (in diesem Fall) Theaterstück verfassen will, und das heißt, welche Eigenschaften der Text exemplifizieren soll. Zwar ist wichtig, daß eine Teilbeschreibung der fiktionalen Welt nicht nur auf die als real angesehene Welt zu beziehen ist, sondern in ihr ebenso wahr wie in der fiktionalen Welt ist, doch die *Gründe*, die man dafür hat, um einen solchen Sachverhalt der realen Welt zuzuschreiben, spielen für die fiktionale Welt *letztlich* keine Rolle. Angenommen, keiner der Gründe, der zu einer bestimmten Zuschreibung an die reale Welt geführt hat (und die sich auch als Teile der fiktionalen Welt finden), hätte zu einem späteren Zeitpunkt Bestand, aber man der realen Welt diesen noch immer Sachverhalt zuschreibt, wenn auch aus vollkommen anderen Gründen, dann *muß* das keine Auswirkungen auf bestimmte Eigenschaften des Theaterstücks haben.

Es geht denn auch nicht um diese ›Wahrheit‹, sondern um eine Eigenschaft, die sie besitzt und die sie durch das Theaterstück auch exemplifiziert. Aber es ist in diesem Fall noch mehr. Dieses in der realen Welt ebenso wahre Wissen *exemplifiziert* noch etwas anderes, und das ist denn auch wichtiger: Es handelt sich (zu einem bestimmten Zeitpunkt) um ein vergleichsweise unbekanntes oder verschwiegenes Wissen, und genau das stellt die für die Wirkung wesentlichste Eigenschaft des Theaterstücks dar. Diese Eigenschaft und damit die Exemplifikation kann es bei veränderter realer Welt allerdings einbüßen. Diese Konstellation stellt nur eine von zahlreichen Möglichkeiten dar, in welcher Weise sich fiktionale Darstellungen auf die die als real ausgezeichnete Welt über Exemplifikation beziehen können.<sup>95</sup>

---

des Stücks Eric Bentley (Hg.), *The Storm over The Deputy. Essays and articles about Hochhuth's explosive drama*. New York 1964, ferner David I. Kertzer, *Die Päpste gegen die Juden: der Vatikan und die Entstehung des modernen Antisemitismus*. Berlin 2001, Id., *The Pope and Mussolini: the secret history of Pius XI and the rise of fascism in Europe*. New York 2014.

<sup>95</sup> Daher *kann* Frage der ›Faktentreue‹ einer fiktionalen Darstellungen zu heftigen Auseinandersetzungen führen, und zwar allein hinsichtlich des über Exemplifikation erzeugten Bezugs auf die als reale ausgezeichnete Welt sowie der Berechtigung dessen, was die fiktionale Darstellung auf diesem Weg über sie insinuiert.

Bei **KRI**, also dem Kriterium des univialen Zugangs zu fiktionalen Welten, gehört zu den zahlreichen zu klärenden Fragen, ob unbedingt immer eine Annahme aus dem explizit Gesagten wesentlich bei der Erzeugung der fiktionalen Welt beteiligt sein muß oder ob es nicht ausreicht, an ihrer Stelle eine bereits abgeleitete treten zu lassen. Offenkundig haben diese wie andere Fragen Einfluß auf die Mächtigkeit der so erzeugbaren fiktionalen Welt, aber mehr noch auf die Interpretation der fiktionalen Darstellung. Die fiktionale Welt wächst oder dünnt sich aus, je nach dem wie man das Kriterium genauer bestimmt. Schematisch läßt sich darlegen, welche Komplexität ein solches Kriterium gewinnt und vor allem, wie seine Ausprägungen variieren können.

Beim nachfolgenden Schema für das Zugehörigkeitskriterium **KRI** bedeutet  $f(p/D)$  eine der Darstellung **D** zugeschriebene fiktionale Aussage  $p$ ;  $f(e(p/D))$  und  $f(i(p/D))$  sind dann ihre expliziten oder impliziten Formen;  $r(p/D)$  dementsprechend eine Aussage über eine als real ausgezeichnete Welt:

**KRI:**

(A)  $f(e(p_1/D)), \dots, f(e(p_n/D))$

(B)  $r(p_1/D), \dots, r(p_n/D)$

-----

(C)  $f(i(p/D))$

Bei (A) ist eine erste Frage, wann überhaupt eine explizite, im Blick auf die Konstituierung einer fiktionalen Welt  $W_D$  vertrauenswürdige explizite Aussage in einer fiktionalen Darstellung vorliegt; eine zweite, ob unter (A) auch implizite Aussagen, also  $f(i(p/D))$ , auftreten können oder ob auch zulässig ist, daß (A) nur aus impliziten, die Welt  $W_D$  konstituierenden Annahmen bestehen kann – wobei jede implizite Annahme selbst das Kriterium **KRI** erfüllt. Bei (B) geht es im wesentlichen um die Anforderungen an ein ‚Weltwissen‘, das sich als relevant im Blick auf die Interpretation der fiktionalen Darstellung **D** auszeichnen läßt. Bei (C), also dem Schluß auf eine

implizite Annahme, ist es die Frage nach einem ›Filter‹, nach dem bestimmte gängige Schlußformen generell nicht zulässig sind.

Auch wenn man im Blick auf die Charakterisierung des komplexen Kriteriums **KRI**, also der Zulässigkeit von Wissen und Schlüssen für die Erzeugung einer fiktionalen Welt, bei den Komponenten (A) und (B) vielleicht Übereinstimmung erzielen mag,<sup>96</sup> so scheint das bei der Komponente (C) am wenigsten wahrscheinlich zu sein – also den ›Filter‹ zulässiger Schlußverfahren mehr oder weniger vorab festzulegen. Dergleichen könnte etwa im Rahmen von Relevanzlogiken geschehen, wenn sich aus  $f(e(p/D))$  nur unter bestimmten Bedingungen auf  $f(e(p \vee q/D))$  schließen läßt, weil als Relevanzkriteriums für die Folgebeziehung gilt, daß in der Konklusion nur solche deskriptiven Ausdrücke vorkommen dürfen, die sich bereits in den Prämissen finden.<sup>97</sup> Oder man schränkt den Überang von  $f(e(p/D))$  und  $f(e(\neg p/D))$  auf  $f(e(p \& \neg p/D))$  ein. Es gibt zudem nicht wenige Umschreibungen für (C), die freilich entweder zu

---

<sup>96</sup> Bei (B) ließe sich z.B. die Anforderungen erwägen, daß  $r(p_1/D)$ , ...,  $r(p_n/D)$  keine deskriptiven Ausdrücke aufweist, die sich nicht auch in  $f(e(p_1/D))$ , ...,  $f(e(p_n/D))$  finden. Neben diesem A(ristoteles)-Kriterium, gibt noch ein zweites, das K(örner)-Kriterium, mit ähnlichen Auswirkungen, nach dem eine Konklusion keinen Formelteil aufweisen soll, der *salava veritate* sich durch seine Negation ersetzen läßt, vgl. auch Gerhard Schurz, Das deduktive Relevanzkriterium von Stephan Körner und seine wissenschaftstheoretischen Anwendungen. In: Grazer philosophische Studien 20 (1983), S. 149-177.

<sup>97</sup> Zu Relevanzlogiken und ihren Anwendungsbereichen z.B. die Überblicke bei J. Michael Dunn, Relevance Logic and Entailment. In: Franz Guenther und Dov M. Gabbay (Hg.), Handbook of Philosophical Logic. Vol. III. Dordrecht 1986, S. 117-224; dieser Gedanke zur Lösung bestimmter Problemen ist schon älter; mittlerweile dient es Versuchen zur Auflösung zahlreicher ›Paradoxien‹ – etwa dem Scheitern der formalen Rekonstruktion von Poppers Idee der Wahrheitsähnlichkeit, hierzu Gerhard Schurz und Paul Weingartner, Verisimilitude Defined by Relevant Consequence-elements. In: Theo A. Kuipers (Hg.), What Is Closer-To-The-Truth? Amsterdam 1987, S. 47-78, sowie Id./Id., Paradoxes Solved by Simple Relevance Criteria. In: Logique et Analyse 113 (1986), S. 3-40, Scvhurz, Das deduktive Relevanzkriterium von Stephan Körner und seine wissenschaftstheoretischen Anwendungen. In: Rudolf Haller (Hg.), Beiträge zur Philosophie von Stephan Körner. Amsterdam 1983, S 149-177. Zu weiteren Aspekten Janet Morgan, The Meanings of *Vraisemblance* in French Classical Theory. In: Modern Language Review 81 (1986), S. 293-304, Jeremy Palmer, The « Function of « le vraisemblable» in Frencn Classical Aesthetic Theory. In : French Studies 29 (1975), S. 15-26, Kibédi Varga, La Vraisemblance – problèmes de terminologie, problèmes de poétique. In: Critique et création littéraires en France au XVII<sup>e</sup> siècle. Paris 1977, S. 325-332.

unbestimmt sind wie die Relation der Präsupposition<sup>98</sup> oder die ihre eigenen Probleme mitschleppen wie *the inference to the best explanation*<sup>99</sup> – ganz zu schweigen von solchen noch jüngst wiederbelebten Toten wie Peirces *abduction* (nicht mehr als eine Name für eine *black box* von ›Schlüssen‹).<sup>100</sup>

Ein Problem, das sich in ähnlicher Weise auch bei nichtfiktionalen Darstellungen stellt, ist das der ›Fiktionen in Fiktionen‹, also der in fiktionalen Darstellungen eingebetteten Fiktionen. Daß jemand träumt, ist in einer fiktionalen Welt  $W_1(\mathbf{DF})$  gegeben, aber nicht in der gleichen Weise das, was er träumt  $W_2(\mathbf{DF})$ . Offenbar muß nicht das, was in  $W_2(\mathbf{DF})$  wahr ist, es auch in  $W_1(\mathbf{DF})$  sein – und Entsprechendes gilt bei nichtfiktionalen Darstellungen. Das grenzt das Kriterium **KRI** und die Erzeugung eines *sensus implicitus* dahingehend ein, daß es ein die eingebetteten (fiktionalen) Welten übergreifendes Schließen unterbindet. Darüber hinaus wird durchweg auch für

---

<sup>98</sup> So etwa bei J. O. Urmson, Fiction. In: American Philosophical Quarterly 13 (1976), S. 153-157, hier S. 153/54, mit dem Ausdruck »presupposition«, der zwar eine relativ klare Bestimmung besitzen kann – eine Präsupposition  $P$  liegt im Blick auf einen bestimmten Satz  $S$  vor, wenn  $P$  von  $S$  sowie von dessen Negation  $\neg S$  impliziert wird –, doch scheint das nicht gegeben zu sein, wenn es heißt: »Every story must be narrated against a background of presuppositions. Since not everything relevant [?] can be stated, and these presuppositions will normally be truth.« Das »normally« wird dann eher noch verdunkelt, wenn es heißt: »[...] the presupposed is in general the truth, though in certain genres [?] the truth is partially replaced or supplemented by conventional falsehoods; [...].« Zu den Wahrheiten, die sich in fiktionalen Darstellungen finden, heißt es bei Cebik, Fictional Narrative (Anm. 37), u.a. S. 123: »The sentences of fiction, then, do not imply general truths in the sense of being evidence for them. Rather, they imply general truths in the sense of presupposing them.« Zugleich seien die so präsupponierten (S. 116) »generalizations [...] necessary to understanding fictional narratives«, und hierbei soll es sich um eine »epistemic relation« handeln; alles das – so scheint es –, was das Verstehen eines Satzes  $S$  an wahren Annahmen  $P_1, \dots, P_n$  ›voraussetzt‹, sind seine Präsuppositionen. Es ist unwahrscheinlich, daß damit eine angemessene Explikation der ›Wahrheit‹, die sich in fiktionalen Darstellungen findet, gegeben ist. Das (nicht eingelöste) Versprechen, »everything we have noted throughout this chapter is amenable to formalization« (S. 140) kann nicht wirklich beruhigen, denn Formalisierung ist weder ein Anzeichen für Relevanz noch immer für Klarheit und Bestimmtheit der Überlegungen.

<sup>99</sup> So lautet der abschließende Satz in A.P. Martinich, A Theory of Fiction. In: Philosophy and Literatur 25 (2001), S. 96-112, hier S. 110: »A reader knows which of these possibilities occurs in a given instance, not by virtue of deduction, but by inference to the best explanation.« Zum diesem Konzept u.a. Peter Lipton, Inference to the Best Explanation. London 1991.

<sup>100</sup> Vgl. L. Danneberg, Peirces Abduktionskonzeption als Entdeckungslogik. Eine philosophiehistorische und rezeptionskritische Untersuchung. In: Archiv für Geschichte der Philosophie 70 (1988), S. 305-326.

fiktionale Darstellungen ein bestimmter Ausschluß zwischen der einbettenden und der eingebetteten fiktionalen Welt angenommen, wonach in  $W_1(\mathbf{DF})$ , der einschließenden Welt, über  $W_2(\mathbf{DF})$  gesprochen werden kann, nicht aber umgekehrt.<sup>101</sup> Nun ist es nicht auszuschließen, daß  $W_2(\mathbf{DF})$  und  $W_1(\mathbf{DF})$  (partiell) ›übereinstimmen‹ können; wenn man beispielsweise in  $W_2(\mathbf{DF})$  etwas träumt, was in  $W_1(\mathbf{DF})$  auch tatsächlich geschieht.

Doch zum Problem wird das erst dann, wenn in der fiktionalen Darstellung beide, also  $W_2(\mathbf{DF})$  und  $W_1(\mathbf{DF})$ , nicht nur (partiell) übereinstimmen, sondern identisch sind oder im Fortgang der Darstellung werden. Ein Beispiel dürfte Cortázars Erzählung *Park ohne Ende* sein. An ihrem Ende stimmen die in die Erzählung einbettende Welt, in der ein Buch gelesen wird, mit der eingebetteten gelesenen Welt überein und es scheint so, als würde in der eingebetteten Welt über die einbettende berichtet. Zwar sind andere Interpretationsoptionen möglich, die zu Ergebnissen führen, die einer solchen Deutung widerstreiten; sie sind meines Erachtens allerdings in diesem Fall unangemessen: Man hält das Verschmelzen von  $W_2(\mathbf{DF})$  und  $W_1(\mathbf{DF})$  nicht nur für inkohärent, sondern sieht darin eine Aufforderung, diesen ›Widerspruch‹ interpretatorisch zu eliminieren – etwa mit dem Hinweis, daß zwischen beiden Welten nur eine Ähnlichkeit bestehe, aus der sich keine Identität folgern lasse. Generell ist das zwar richtig, aber im vorliegenden Fall scheint Ähnlichkeit Identität zu bedeuten; denn die in  $W_2(\mathbf{DF})$  und  $W_1(\mathbf{DF})$  gegebenen Situationsbeschreibungen sind zwar (wie jede) unvollständig, aber in dem, was sie *explizit* angeben, stimmen sie überein. Übereinstimmende, aber unvollständige Beschreibungen von Situationen erlauben in *fiktionalen* Darstellungen den Schluß auf die Identität der Situationen – in diesem Fall bedeutet das das Sprechen in der eingebetteten Welt über die einbettende, und auch wenn das die fiktionale Darstellung ›widersprüchlich‹ macht, so erlaubt das gleichwohl eine nichtwidersprüchliche exemplifizierende Interpretation.<sup>102</sup>

---

<sup>101</sup> Ein explizites Beispiel für diesen Ausschluß Alan Bailin, *Worlds in Worlds: Assigning Inferences to Subdomains*. In: *Journal of Literary Semantics* 33/2 (2004), S. 93-109.

<sup>102</sup> Das kann komplizierter sein als in Cortázars kurzer Erzählung, so etwa in Flann O'Briens *At Swim-Two-Birds* von 1939. Zum Thema solcher ›Paradoxien‹ in ›pathologischen‹ fiktionalen Darstellungen die meines Erachtens allerdings ungenügenden Erörterungen bei Robin Le Poidevin, *Worlds Within Worlds? The Paradoxes of Embedded Fiction*. In: *British Journal of*



Wie gesehen, kann sich mit Hilfe von analogisierenden (metaphorischen) Exemplifikationen in freilich sehr unterschiedlicher Weise eine fiktionale Welt oder eine fiktionale Darstellung (wieder) auf eine reale zurückbeziehen. Sie können so die Grundlagen bilden für sie eine »Simultanthematization von Welt und Nichtwelt« und erklären, wie »als Zeichenmaterie, die auf Nichtwelt referiert«, sich »besonders die ungelösten Probleme der Welt« eignen: »Jedes ungelöste Problem impliziert als Signifikat: Es gibt noch anderes, das wir nicht kennen oder nicht beherrschen. Poesie [...] bezieht sich auf ungelöste Probleme der jeweiligen Welt, und im semantischen Medium der ungelösten Probleme bezieht sie sich zugleich auf das unreduzierte Ganze.<sup>103</sup>

Die Exemplifikation vermag aber nicht nur verschiedene Welt miteinander zu verbinden und weltenüberschreitende Bezugnahmen zu beschreiben, sondern mit ihrer Hilfe läßt sich auch ein *sensus implicitus* der fiktionalen Darstellung erzeugen.<sup>104</sup> Freilich ist die Exemplifikation immer an eine Interpretation gebunden, die zwei Beschränkungen zu begründen hat<sup>105</sup>: zum einen, welche Eigenschaften eine fiktionale Darstellung (oder eine fiktionale Welt) nicht nur besitzt, sondern auf die sie auch (bedeutsam) verweist, da die Exemplifikation zwar eine ›rückverweisende‹

---

Aesthetics 35 (1995), S. 227-238, auch Id., Time and Truth in Fiction. In: British Journal of Aesthetics 28 (1988), S. 248-258.

<sup>103</sup> Karl Eibl, Die Entstehung der Poesie. Frankfurt/Leipzig 1995, S. 31.

<sup>104</sup> Selbstverständlich lassen sich auch nichtfiktionalen Darstellungen und nichtfiktionalen Welten Exemplifikationen zuschreiben. Wenn es bei Nelson Goodman, Replies. In: Journal of Aesthetics and Art Criticism 39 (1981), S. 273-280, hier S. 277, heißt: »The answer is that exemplification is often the most striking feature distinguishing literary from nonliterary texts: poems, novels, short stories, from scientific treatise, cookbooks, and annual reports. In a literary work what usually counts is not only a story told but also how it is told«, so bedeutet das nicht, daß nicht alle Darstellungen und Welten als exemplifizierend sich auffassen lassen, vor allem bedeutet es nicht, daß man es einer Darstellung ›ansieht‹, welche Eigenschaften sie exemplifiziert. Zu weiteren Aspekten Nelson Goodman, Id., Art and Authenticity. In: Denis Dutton (Hg.), The Forgers's Art: Forgery and the Philosophy of Art. Berkeley, Los Angeles und London 1983, S. 93-114.

<sup>105</sup> Vgl. auch L. Danneberg, Wie kommt die Philosophie in die Literatur? In: Christiane Schildknecht und Dieter Teichert (Hg.), Philosophie in Literatur. Frankfurt/M. 1996, S. 19-54, vgl. auch Gottfried Gabriel, Kontinentales Erbe und analytische Methode. Nelson Goodman und die Tradition. In: Erkenntnis 52 (2000), S. 185-198, insb. S. 197.

Richtungsumkehr gegenüber der Denotation vollzieht, aber sie nicht schlicht nur die konverse Relation ist; zum anderen, wie die mehr oder weniger langen, aus mehrfacher Denotation, Exemplifikation und Analogisierung zusammengesetzten Referenzketten einzuschränken sind, da sie alles mit allem zu verbinden vermögen und so jeder fiktionalen Darstellung dieselbe exorbitante Bedeutungsfülle bescheren würden und damit alle fiktionalen Darstellungen in ihrer Fülle bedeutungsgleich wären.

Ob eine fiktionale Darstellung eine ihr (möglicherweise auch metaphorisch) zugeschriebene Eigenschaft exemplifiziert, ist ihr selbst ebenso wenig anzusehen wie ihr fiktionaler Status. Allgemein formuliert verbirgt sich dahinter die Frage, ob die im Blick auf eine fiktionale Darstellung  $D_F$  erzeugte fiktionale Welt  $W(D_F)$  dieser (bestimmten) *Darstellung* auch zurechenbar ist. Das hört sich zunächst befremdlich an, da ja die Zugehörigkeit über das aus den Komponenten **(A)**, **(B)** und **(C)** bestehende Zugangs-Kriterium bestimmt ist. Aber selbst dann, wenn ein solches Kriterium sehr streng konzipiert wird und mithin die fiktionale Welt als sehr klein erscheint, gibt es Probleme bei der Erzeugung eines *sensus implicitus* durch Exemplifikation – sowohl wenn es die Eigenschaften der Darstellung oder die ihrer Welt exemplifizieren soll.

Angenommen, in einer als fiktional angesehenen Darstellung finden sich mehrere Ereignisse erzählt, und Sie zählen diese Ereignisse und kommen auf die Zahl *Drei*; zudem sei angenommen, daß der Zahlausdruck *Drei* explizit an keiner Stelle in der Darstellung Verwendung findet. Dann haben Sie in einem bestimmten Sinn eine Entdeckung in der fiktionalen Welt gemacht, und in gewisser Hinsicht kann man sagen, daß die fiktionale Welt diese Eigenschaft besitzt, auch wenn die Darstellung keine Aussagen zu den Zahlenoperationen macht, die sie beim Zählen vollzogen haben und womöglich nur eine sehr rudimentäre Mathematik Teil dieser fiktionalen Welt ist. Man kann zahlreiche Entdeckungen in einer fiktionalen Welt machen, aber dieser Welt zugehörig ist das erst dann, wenn – wie in diesem Fall angenommen – die Eigenschaft *Drei* exemplifiziert. Selbst wenn Sie eine Frage haben, die angesichts einer fiktionalen Welt nicht nur nicht sinnlos ist, sondern sich sogar beantworten läßt, so ist die Antwort nicht schon *per se* relevant. Eine Beobachtung in der fiktionalen Welt exemplifiziert,

wenn sie *bedeutungstragend* ist, und das ist sie, wenn sie sich in eine Interpretation der fiktionalen Darstellung integrieren läßt.<sup>106</sup>

Das gilt nun nicht nur für die fiktionale Welt, sondern auch für die fiktionale Darstellung (wenn Sie sie als einen Teil der realen Welt auffassen). So treten die Ausdrücke *Don Quijote* und *Sancho Pansa* in Cervantes' Roman exakt gleich häufig auf. Nicht nur bedeutet das nun nicht, daß Sie diese Zahl auch in der fiktionalen Welt des Romans entdecken können, etwa als ›unterschiedenes Auftreten‹ der beiden Gestalten. Doch wichtiger: Auch hier handelt es sich erst dann um eine relevante Entdeckung, wenn dieses Merkmal auch exemplifiziert und damit dem Text in Rahmen einer Interpretation in irgendeiner Weise Bedeutung zuführt. Exemplifiziert sein kann dabei der Umstand des gleichhäufigen Auftretens der Namen, aber auch die Zahl selbst. Diese Zahl ist 2143, und sie hat viele hübsche Eigenschaften, die man entdecken kann; so läßt sie sich beispielsweise kreisförmig lesen, und eine ihrer Permutationen ist 1234 – und diese simple Zahlenfolge kann nun so viel metaphorisch exemplifizieren, daß einem schier der Atem stockt. Angenommen, die Zahl wäre nicht 2143, sondern 2281, dann findet sie sich in der lange Zeit größten gefundenen Primzahl  $2^{2281}-1$  – und auch diese Zahl kann exemplifizieren, auch das, was sie nicht ist, also das Fehlen bestimmter Eigenschaften.

Ich halte erschrocken inne und komme zu meiner *vierten* und letzten *Grundannahme* über die Zugänglichkeit fiktionaler Welten, die in zwei Teile zerfällt: erstens, *nicht alle diese an einer fiktionalen Darstellung zu entdeckenden Eigenschaften sind relevant für den Zugang zur dargestellten fiktionalen Welt*; zweitens, *nicht alle Beobachtungen, die man in einer fiktionalen Welt machen kann, sind Teil dieser fiktionalen Welt*.

Demgegenüber gilt sowohl für fiktionale wie die nichtfiktionale Darstellung: Nicht jede richtige Beschreibung der jeweiligen Darstellung und nicht jede Eigenschaft der ihr jeweils zugeordneten Welt sind interpretationsrelevant. Immer ist es ein überwältigender Reichtum, den man über die interpersonal reliable Beschreibung von

---

<sup>106</sup> Hinweise zur Unterscheidung von *interpretationsrelevanten*, *-differenzierenden* und *bedeutungstragenden* Eigenschaften von textuellen Darstellungen bei L. Danneberg, Zum Autorkonstrukt und zu einem methodologischen Konzept der Autorintention. In: Fotis Jannidis et al. (Hg.), Rückkehr des Autors. Zur Erneuerung eines umstrittenen Begriffs. Tübingen 1999, S. 77–105, insb. S. 84ff.

Eigenschaften einem sprachlichen Artefakt und der in ihm ausgedrückten fiktionalen Welt zukommen lassen kann – mehr als sich jede ingenüose ›Lektüre‹ von Texten träumen läßt. Nicht die ›Interpretation‹ bewegt die fortwährende Suche nach neuen oder weiteren Bedeutungen der fiktionalen Darstellung und Eigenschaften ihrer fiktionalen Welt, sondern es sind solche ›Beschreibungen‹ und ›Beobachtungen‹. Sie lassen jede Interpretation zu jedem Zeitpunkt als unterkomplex erscheinen. Diesem Reichtum an Beschreibungsmöglichkeiten sollte und braucht die Interpretation freilich nicht hinterherzujagen<sup>107</sup> – und das ist das, was meine vierte Grundannahme mit anderen Worten faßt.

### III.

Bevor ich mit knappen Hinweisen zum Hintergrund meiner Überlegungen schließe, möchte ich kurz auf einen Ihnen vielleicht bei der Erwähnung der Heiligen Schrift entstandenen Einwand gegen die dritte Grundannahme, also der Einwegigkeit des Zugangs zu einer fiktionalen Welt, eingehen. Es scheint eine Darstellung zu geben, für die die Ausschließlichkeit des Zugangs ebenfalls beansprucht wird, nämlich die Heilige Schrift. Zum Ausdruck gelangt das im emphatischen *sola-scriptura*-Prinzip der Protestanten. Ich möchte Sie nicht mit der Arroganz quälen, meine Überlegungen führten nun endlich dazu, das Tun zahlloser Gläubiger besser zu verstehen, als sie es selbst verstanden haben, wenn das, womit sie einen gläubigen Umgang pflegen, nun als fiktional erkannt oder entlarvt sei. Auch will ich mich nicht in das allgemein herrschende *asylum ignorantiae* begeben, indem ich achselzuckend das als ›Paradoxie‹ inthronisiere und erschüttert murmle: *So isses*. Auch wenn ich mich auf das Nötigste beschränken muß, erweist sich die Erörterung dieser scheinbaren Anomalie als erhellend für meine Absichten.

---

<sup>107</sup> Vgl. auch L. Danneberg, Beschreibungen in den textinterpretierenden Wissenschaften. In: Rüdiger Inhetveen und Rolf Kötter (Hg.), Betrachten – Beobachten – Beschreiben: Beschreibungen in Kultur- und Naturwissenschaften. München 1996, S. 193-224.

Zunächst ist die auszeichnende Sprache des Umgangs von Christen mit der Heiligen Schrift lange und zum Teil noch heute systematisch vage. *Sola scriptura* und die anderen zentralen Termini lassen sich zum einen so auffassen, daß sie einen *hermeneutischen* Umgang mit der Schrift, also einen Umgang des richtigen Verstehens oder Interpretierens wiedergeben; zum anderen aber einen Umgang des *Beweisens* von Wissensansprüchen aus der Heiligen Schrift. Obwohl beides miteinander oft eng verflochten war, ist der Unterschied zwischen beiden Umgangsweisen beträchtlich. Ausschlaggebend ist die Beweislehre. Die Auszeichnung der Heiligen Schrift als einziger Zugang bedeutet hier die Zuweisung einer exklusiven epistemischen Eigenschaft: Als Wort Gottes ist sie uneingeschränkt wahr (freilich nur bei richtiger Interpretation); sie ist in dieser Hinsicht die einzige *Beweisquelle*. Das bedeutet nun aber nicht, daß sie die einzige Quelle ist, die von einer bestimmten Welt mit ihren wundersamen Ereignissen kündigt – auch wenn die profanen Quellen spärlich fließen, ist einem Christen nie eingefallen, daß die Heilige Schrift in *diesem* Sinn univocal sei.

Anders freilich sieht es mit bestimmten Dingen aus, von denen die Heilige Schrift berichtet. Gemeint sind die Glaubensmysterien, insbesondere solche, die grundsätzlich unbeobachtbar sind – also etwa die Verwandlung von Brot und Wein in das Blut und den Leib des Herrn. Allein bei solchen Glaubensmysterien wäre eine Parallelisierung mit dem einwegigen Zugang zu fiktionalen Welten gegeben: Denn in der Tat verbindet sich die epistemische Auszeichnung der Heiligen Schrift mit ihrer Privilegierung als einzigem Zugang zu diesen Mysterien. Man könnte zwar sagen, daß aufgrund der Vorannahme von ›fiktional‹ als Makroeigenschaft solche Partien in der Heilige Schrift nicht fiktional sind, wenn sie selbst als Gesamtheit nicht fiktional ist; aber das bürdet meiner Vorannahme dann doch zu große Last auf, und es gibt glücklicherweise eine andere Begründung, die zugleich eine Art Bestätigung dafür ist, ›nichtfiktional‹ als Makroeigenschaft anzusehen.

Künden solche Glaubensmysterien wirklich von einer fiktionalen Welt? Diese Frage kann ich natürlich nicht beantworten! Ich kann nur auf Unterschiede im jeweiligen Umgang mit den betreffenden Darstellungen hinweisen, und einen solchen gibt es, der es wenig sinnvoll erscheinen läßt, beides in gleicher Weise zu klassifizieren.

Alles jetzt sehr, sehr vereinfacht: Die Sätze, die ein Glaubensmysterium wiedergeben sollen, müssen einem *wörtlichen* Verständnis ausgesetzt werden, zumindest keinem Verständnis, das durch einen Bedeutungsübergang zustande kommt, der ihren Status als Glaubensmysterium tilgt. Ob man nun die Einsetzungsworte *Hoc est corpus meum*, was ja zwischen Lutheranern und Reformierten strittig war, eher ›wörtlich‹ oder eher ›metaphorisch‹ versteht, ändert bei beiden grundsätzlich nichts am Status als Glaubensmysterium. Worin dieser Status liegt, kann ich nur kurz andeuten: Nicht geht es dabei um das semantische Verstehen, sondern um die epistemische Zustimmung, und – sehr vereinfacht gesagt – der Status eines Mysteriums ist dann gegeben, wenn der Mensch anhand allein seines Wissens über die von ihm bekannte und als real ausgezeichnete Welt diese Zustimmungsleistung nicht zu erbringen vermag. Die Glaubensmysterien sind in dieser Hinsicht *supra rationem* oder *naturam* oder sogar *contra naturam* oder *rationem*. Die Passagen in der Heiligen Schrift, die von ihnen künden, verschaffen dem Gläubigen gerade keinen Zugang zu ihnen, und wenn er einen Zugang zu ihnen gewinnt, dann handelt es sich nicht mehr um Glaubensmysterien.

Damit wird der gravierende Unterschied klar: Fiktionale Welten sind nicht Teil der als real angesehenen Welt, nur das Wissen über sie ist Teil der realen Welt. Das, worauf sich die Glaubensmysterien beziehen, gehört zu der vom Gläubigen als real ausgezeichneten Welt, aber das Wissen um sie kann er nicht in dieser Welt erlangen.

Ich komme zum Ende und will Ihnen eines der Motiv meiner Überlegungen nicht vorenthalten. Die Ausdrücke ›fiktional‹ und ›nichtfiktional‹ habe ich verwendet, ohne dabei zu meinen, daß mit der Wahl dieser Bezeichnungen bereits bestimmte Auszeichnungen des einen oder des anderen einhergehen.<sup>108</sup> Die Privilegierung des einen oder des anderen sehe ich zudem nicht als meine Aufgabe; aber die Wahl der

---

<sup>108</sup> Anders meint Genette, *Fictional Narrative* (Anm. 13), S. 756, Anm. 2: »For the lack of a better term I shall use the adjective ›factual‹, which is not without its difficulties (for the fiction too consists of sequences of facts), in order to avoid the systematic use of negative locutions (›nonfiction‹, ›nonfictional‹) which reflect and perpetuate the very privileging of fiction that I want to put into question.« Wenn ich »sequences of facts« richtig verstehe, dann besteht für meine Wahl der Bezeichnungen die erste Schwierigkeit nicht; denn nach meiner Konzeption sind Darstellungen hinsichtlich des Fiktionalitätsmerkmals homogen. Das zweite fürchte ich nicht, da ich offenbar eine weniger ›mystische‹ Sprachauffassung als Genette habe.



Bezeichnungen soll ausdrücken, daß mir das, was eine ›fiktionale Welt‹ sein kann, eher verständlich erscheint, als das, was eine ›reale Welt‹ sein könnte. Es gibt ein Phänomen, das bislang als solches wenig oder überhaupt keine Beachtung gefunden hat, das sich gleichwohl durch die Jahrhunderte in als nichtfiktional angesehenen Darstellungen zieht. Es handelt sich um Gedankenexperimente,<sup>109</sup> allerdings um ganz bestimmte, die ich *kontrafaktische Imaginationen* nenne. *Kontrafaktisch*, also ihre Besonderheit, meint, daß sie für denjenigen, der sie vorträgt, sowie für denjenigen, der sie entgegennimmt, ganz offenkundig in der als real angesehenen Welt falsch sind.

Spannend ist nun die Erklärung für dieses alles andere als seltene Phänomen, und das zielt auf die Frage, welche kognitiven Funktionen man von solchen, mit falschen Voraussetzungen unternommenen Imaginationen in *nichtfiktionalen* Darstellungen erwartet. Das, was ich bislang dazu sagen kann,<sup>110</sup> ist, daß es wohl nicht nur eine kognitive Funktion gibt, auf die sich alle Beispiele beziehen lassen, und daß es bei einigen dieser Funktionen vergleichsweise leicht zu sein scheint, sie zu erkennen – wenn man beispielsweise imaginiert, daß Aristoteles, so er noch lebte, sich zu einem bestimmten Wissensanspruch stellen würde: Dann ist das, relativiert auf eine bestimmte epistemische Situation, der Versuch, neue Wissensansprüche einzuführen, ohne zugleich traditionelle Muster der Berufung auf Autoritäten zu zerstören. Noch einen kleinen, wiewohl kühnen Schritt weiter geht Kepler, wenn er Aristoteles herbei

---

<sup>109</sup> Zu einigen Aspekten vgl. Edward A. Davenport, *Literature as Thought Experiment (On Aiding and Abetting the Muse)*. In: *Philosophy of the Social Sciences* 13 (1983), S. 279-306

<sup>110</sup> Zur Rolle solcher kontrafaktischer Imaginationen sowie zu diesem Beispiel Lutz Danneberg, *Säkularisierung, epistemische Situation und Autorität*. In: Id. et al. (Hg.): *Säkularisierung in den Wissenschaften seit der Frühen Neuzeit*. Bd. 2: *Zwischen christlicher Apologetik und methodologischem Atheismus*. Berlin/New York 2002, S. 19-66, sowie Id., *Epistemische Situationen, kognitive Asymmetrien und kontrafaktische Imaginationen*. In: Lutz Raphael und Heinz-Elmar Tenorth (Hg.), *Ideen als gesellschaftliche Gestaltungskraft im Europa der Neuzeit. Exempel einer neuen Geistesgeschichte*. München 2006, S. 193-221, sowie Id., *Kontrafaktische Imaginationen und Wissensentwicklung*. In: Toni Bernhart und Philipp Mehne (Hg.), *Imagination und Innovation*. Berlin 2006, S. 73-100, Id., *Kontrafaktische Imaginationen in der Hermeneutik und in der Lehre des Testimoniums*. In: Id. et al. (Hg.), *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in der Wissenschaftsgeschichte*. Wiesbaden 2009 (Wolfenbütteler Forschungen 120), S. 287-449.

imaginiert, der dann nicht nur seinen neuen astronomischen Wissensansprüchen zustimmen, sondern aufgrund dieses Wissens sich noch zum Christen bekehren würde.

Aber in vielen anderen Fällen ist die Umgebung solcher kontrafaktischer Imaginationen im Rahmen der Präsentation in nichtfiktionalen Darstellungen genau zu prüfen, um die kognitiven Leistungen zu erkennen, die ihnen als *nichtfiktionale* Bestandteile nichtfiktionaler Darstellungen abverlangt werden<sup>111</sup> – so bei den fortwährenden Imaginationen im Mittelalter der Anfangslosigkeit der Welt, womit in keiner Weise die Kritik an den fundamentalen christlichen Wahrheiten der Gotteslehre einhergeht, oder wenn Hugo Grotius in seinem Jahrhundertwerk für bestimmte seiner Ausführungen imaginiert, daß es keinen Gott gebe und er sich beeilt, hinzuzufügen, daß er selbstverständlich nicht dieser Ansicht ist. Es ist nicht leicht – und Grotius hatte viele Vorgänger – bei einem solchen ›hypothetischen Atheismus‹, der *sine scripturae auctoritate* argumentieren will, die kognitive Funktion zu erkennen.

Doch vor dem Hintergrund solcher Argumentationen erkennt man dann beispielsweise, dass Descartes, wenn er in seinen *Meditationes* seine Leser auffordert, sich selbst zu täuschen, indem er die Frage der Existenz Gottes für unsicher hält, trotz dem Anschein gerade keine Aufforderung zur kontrafaktischen Imagination gibt; denn derjenige, der absolute Gewißheit im Denken erzeugen will, gerät dabei – wie vorübergehend auch immer – in einen Zustand, in dem dieser Zweifel keine kontrafaktische Imagination ist, sondern zum wirklichen Teil seiner Welt wird. Nicht wenige der zeitgenössischen theologischen Kritiker Descartes' haben das gesehen: Als kontrafaktische Imagination hätte man die kognitive Funktion seiner Vorstellungen bestreiten, aber immerhin ertragen können.

---

<sup>111</sup> Auch wenn unklar ist, ob es sich um eine kontrafaktische Imagination handelt, bietet Andreas Kablitz zu der immer wieder mit großem Befremden wahrgenommenen ›Binnenfiktion‹ in Lorenzo Vallas *De falso credita et ementita Constantini donatione* eine vorbildliche Analyse ihres Charakters als ein legitimes Beweisstück im Zuge des Versuchs, das *Constitutum Constantini* als Fälschung zu entlarven, vgl. Id., Lorenzo Vallas Konzept der Geschichte und der Fall der Konstantinischen Schenkung. Zur ›Modernität‹ von *De falso credita et ementita Constantini donatione*. In: Glenn W. Most (Hg.), *Historicization – Historisierung*. Göttingen 2001, S. 45-67.